

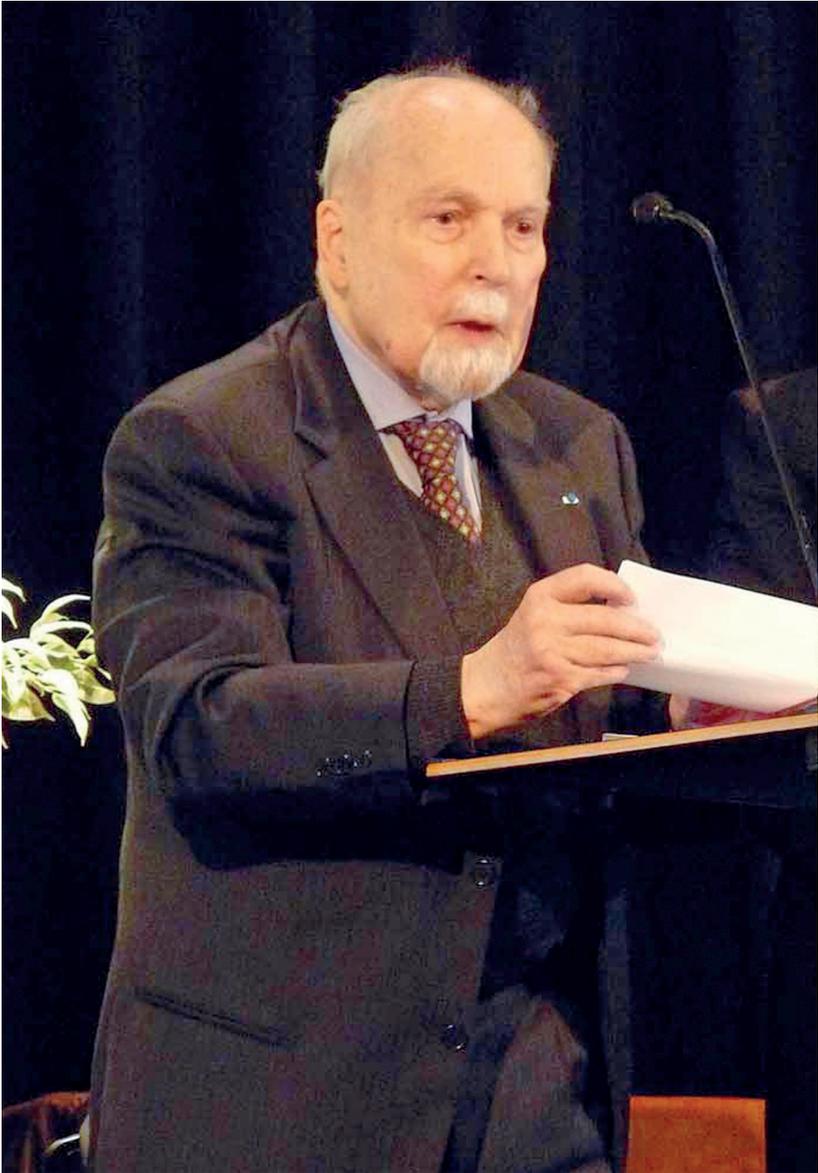
UNIVERSITÄTSREDEN 86

Verleihung der  
Ehrendoktorwürde der  
Philosophischen Fakultät II  
Sprach-, Literatur- und  
Kulturwissenschaften  
an  
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gont-  
hier-Louis Fink



*universaar*

Universitätsverlag des Saarlandes  
Saarland University Press  
Presses Universitaires de la Sarre



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink



**Verleihung der Ehrendoktorwürde  
der  
Philosophischen Fakultät II  
Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften**

**an**

**Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink**

**9. Februar 2010**

© 2011 *universaar*  
Universitätsverlag des Saarlandes  
Saarland University Press  
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Herausgeber	Der Universitätspräsident
Redaktion	Universitätsarchiv
Vertrieb	Presse und Kommunikation der Universität des Saarlandes 66123 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-044-0  
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-765

Satztechnik: Julian Wichert  
Foto: Agata Trofimiak / Pütz / Christoph Alt (Portrait)  
Druck: Universitätsdruckerei

# Inhalt

Begrüßung

Prof. Dr. Volker Linneweber  
Präsident der Universität des Saarlandes

Prof. Dr. Erich Steiner  
Dekan der Philosophischen Fakultät II – Sprach-, Literatur- und  
Kulturwissenschaften der Universität des Saarlandes

Lobrede auf Gonthier-Louis Fink  
Prof. Dr. Gerhard Sauder  
Universität des Saarlandes

Festvortrag:  
Französische Philosophie und deutsche Literatur im 18. Jahrhundert.  
Der Fall Helvetius  
Prof. Dr. Roland Krebs  
Université Paris-Sorbonne

Dankesrede  
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink

Bibliographische Hinweise zu Gonthier-Louis Finks Publikationen



Volker Linneweber

## Begrüßung

Für wohl kaum eine andere Universität, als die des Saarlandes, wäre es naheliegender, einem französischen Germanisten die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg mit französischer Unterstützung gegründet – 1947 als *Dépendance* der *Université de Nancy* zunächst in Homburg (heute Sitz der Medizinischen Fakultät) und in fachlicher Breite 1948 dann in Saarbrücken auf dem Gelände der Below-Kaserne (auch einem Symbol der spannungsreichen Geschichte zwischen Frankreich und Deutschland), repräsentierte die Universität des Saarlandes schon in ihren Gründerjahren eine neue Qualität der Beziehungen innerhalb Europas. Exakt in der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde dieses Merkmal mit der Proklamation zur „europäischen Universität“ (1950) deutlicher und begann, sich im internationalen, europäischen und insbesondere frankreichbezogenen Profil immer deutlicher auszuprägen.

Heute stellt das Thema „Europa“ in wissenschaftlicher Beschäftigung, aber auch in gelebter Struktur für kooperative Forschung und grenzüberschreitende akademische Ausbildung einen der drei Schwerpunkte der Universität des Saarlandes, insbesondere der geistes- und kulturwissenschaftlichen Fakultäten dar. Germanistik und Romanistik beziehen individuelle und gemeinsame Kräfte aus diesem Selbstverständnis. Wir fühlen uns damit „berechtigt“ – und geehrt (sic!) –, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink, einem der bedeutendsten Germanisten Frankreichs, die Ehrendoktorwürde verleihen zu dürfen.

Durch einen solchen – auch formalen – Akt wird eine Beziehung ausgebaut, die nämlich zwischen Institution und Wissenschaftler. Die Universität ist stolz darauf, Teil dieser Beziehung sein zu dürfen. Besonders faszinierend für eine „Beziehung“ ist es grundsätzlich, wenn sich die Partner nicht nur mit der Frage befassen, was sie trennt und /oder verbindet, sondern wenn sie sich auch mit den Erwartungen aneinander befassen: Was erwarte ich vom anderen, was erwartet der andere von mir – oder sogar unter Einbeziehung von Empathiekomponenten: welche Erwartungen des anderen an mich nehme ich an etc.

Prof. Gonthier-Louis Fink hat in seinen Arbeiten zur Imagologie über diese Themen geforscht. Eine „Passung“ zwischen der Forscherpersönlichkeit Fink und der ehrenden und geehrten Institution Philosophische Fakultät II der Universität des Saarlandes ist also in diesem Sinne bestechend.

Gemeinsam ist ferner der gelebte Grundansatz, der nur interdisziplinär zu verwirklichen ist. Wenn – wie von Fink – literarische Texte in ihren Zeit-, Politik- und Gesellschaftsbezügen analysiert und interpretiert werden, dann kann dies nur durch Einbeziehung fachübergreifenden Wissens und Offenheit gegenüber anderen Disziplinen geschehen. Denn diese Kontexte sind nicht schlicht ablesbar oder messbar wie manche physikalische Größen. Vielmehr: Insbesondere eine mittelgroße Universität mit einem breiten Fächerspektrum muss hier Wege finden und gehen. Darin liegen allerdings auch Chancen, die ein individuelles Œuvre ebenso kennzeichnen können wie eine Institution in toto.

Indem Merkmale seines wissenschaftlichen Wirkens diese Orientierung repräsentieren, ist Prof. Fink also auch in dieser Hinsicht ein durch die Universität des Saarlandes hochwillkommener und hochprominenter Doctor honoris causa.

Erich Steiner

## Begrüßung

Sehr geehrter Herr Präsident,  
sehr geehrte Frau Vizepräsidentin,  
sehr geehrter Kollege Fink,  
liebe Gäste!

Mit großer Freude begrüße ich Sie zu unserem heutigen Festakt und bedanke mich im Namen unserer Fakultät, dass Sie uns die Ehre erweisen, der heutigen Feier durch Ihre Anwesenheit und aktive Teilnahme einen würdigen Rahmen zu verleihen. Wir gestalten heute den Endpunkt des Prozesses der Ehrenpromotion eines außerordentlich verdienten Gelehrten – eines Prozesses, den ich eingangs skizzieren möchte:

Auf Antrag der Fachrichtung Germanistik eröffnete unser Fakultätsrat das Verfahren in der Fakultätsratssitzung am 24. Juni 2009, in der eine Kommission zur Ehrenpromotion eingesetzt wurde, in welcher neben Mitgliedern unserer Fakultät auch Mitglieder der Nachbarfakultäten sowie ein externer Gutachter mitwirkten. Diese Kommission beriet über die vorlesungsfreie Zeit zwischen August und Oktober 2009 hinweg, würdigte die Arbeit des Kollegen Fink, erbat und erhielt ein auswärtiges Gutachten und beschloss zum 7. Oktober 2009 einstimmig, die Ehrenpromotion zu befürworten. Diesem Votum schlossen sich der gemeinsame Promotionsausschuss der Philosophischen Fakultäten mit Beschluss vom 28. Oktober 2009 sowie der Fakultätsrat in seiner Sitzung am 4. November 2009 einstimmig an, desgleichen der Senat der Universität des Saarlandes in seiner Sitzung am 18. November 2009.

Zu inhaltlichen Fragen der herausragenden fachlichen Leistung des Kollegen Fink werden sich im weiteren Verlauf der Veranstaltung berufene Stimmen äußern, so dass ich Ihnen hier nur in aller Kürze wesentliche Stationen der Vita des zu Ehrenden vorstellen möchte:

Herr Prof. emerit. Dr. Dr. h.c.mult. Gonthier-Louis Fink ist einer der bedeutendsten Germanisten Frankreichs. Von 1968 bis zu seiner Emeritierung 1993 lehrte er an der Universität Straßburg.

Geboren wurde er 1928 in Karlsruhe. Von 1946 bis 1952 studierte er Germanistik und Romanistik in Rennes, Nancy, Paris und Mainz. An der Sorbonne legte er 1952 die Magisterprüfung (DES) ab und begann als Lektor und Lehrbeauftragter seine akademische Laufbahn an der Universität Dijon. Es folgten Forschungsarbeiten am CNRS Paris (1956 – 1959) und eine Lehrtätigkeit an der Universität Besançon (1959 – 1966). Er habilitierte sich 1966/67 an der Sorbonne. Seit 1966 lehrte er an der Universität Straßburg, 1968 erfolgte die Berufung auf den Lehrstuhl „Littérature et Civilisation allemandes“ an dieser für die Germanistik traditionsreichen Universität.

Er agierte zwischen 1968 und 1971 als Prodekan und von 1971 bis 1973 als Dekan der „Faculté des Langues“ und gleichzeitig Erster Vizepräsident der „Université des Sciences humaines“.

Er hat zahlreiche nationale und internationale Aufgaben im französischen und deutschen Universitätswesen wahrgenommen: Von 1971 bis 1976 war er Vizepräsident der „Jury d’agrégation d’allemand (féminin)“ und von 1972 bis 1982 Vizepräsident der „Section Langues germaniques du Centre national des Universités“, der nationalen Berufungskommission.

Von 1983 bis 1991 gehörte er der „Senatskommission für Germanistik der Deutschen Forschungsgemeinschaft“ an. Er war Präsident der „Société Goethe de France“ und Präsidiumsmitglied der „Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung zu Basel“. Er gründete die Zeitschrift „Recherches germaniques“, die er von 1971 bis 1997 herausgab. Ihr ist die Reihe „Collection Recherches germaniques“ angeschlossen.

In Frankreich und Deutschland erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, darunter das Bundesverdienstkreuz. Die Universitäten Freiburg und Jena verliehen ihm 1993 und 2005 die Ehrendoktorwürde.

Seine Forschungsschwerpunkte sind: deutsche und französische Literatur- und Kulturgeschichte zwischen 1649 und 1830, epische Gattungen wie Märchen und Roman, Imagologie (das Bild des Deutschen in der französischen Literatur und des Franzosen in der deutschen Literatur), Goethe. Hinzu kommen zahlreiche Arbeiten zur elsässischen Literatur und Geschichte, zur Rezeption der Amerikanischen und Französischen Revolution, zu Problemen der Gleichheit und des Kosmopolitismus. Seine Bibliographie umfasst über 190 Titel: Bücher und Aufsätze sowie zahlreiche Rezensionen.

Seine ersten Studien wie auch die Habilitationsschrift galten dem Märchen: „Charles Perrault und die Märchen der Brüder Grimm“ (1952), „Naissance et Apogée du Conte merveilleux en Allemagne“ (1966) und „Tiecks dualistische Märchenwelt“ (1967). Mit dem Werk „L’Allemagne face au classicisme et à la Révolution“ (1972), das er unter Mitarbeit seiner Frau, Antoinette Fink-Langlois, geschrieben hat, näherte er sich dem Thema

‘Goethe’, das ihn bis in seine letzten Veröffentlichungen hinein beschäftigte. Unter den französischen Germanisten hat er sich über viele Jahre besonders häufig zu Goethe geäußert – vor allem über die großen Romane, die „Wahlverwandtschaften“, die „Wilhelm Meister“-Romane und die Erzählungen.

Fink hat zahlreiche Studien zur deutschen Aufklärung verfasst. Die Klima- und Kulturtheorie, die in Frankreich und Deutschland während mehrerer Jahrzehnte ein wichtiges Instrument der Anthropologie und Kultur- und Kunstgeschichte war, hat er aus mehreren Perspektiven beschrieben. Sowohl ein ‘kleiner’ Aufklärer wie der elsässische Dichter Pfeffel als auch Wieland, Sophie von La Roche und immer wieder Herder waren Gegenstand seiner akribisch geschriebenen, material- und umfangreichen Abhandlungen. Die Französische Revolution, ihre Auswirkungen auf die deutsche Literatur, die Rezeption der Amerikanischen Revolution, die historischen Konstellationen im Deutschland der Aufklärung und die großen Tendenzen wie Universalismus, Kosmopolitismus, Nationalismus und Patriotismus hat er kenntnisreich dargestellt. Fink versucht stets, historische, politische, gesellschaftliche und soziale Zusammenhänge zu artikulieren, in deren Kontext die literarischen Texte interpretiert werden. Er ist – so gesehen – ein ‘Kulturwissenschaftler’ *avant la lettre*. Mit eigenen Ansätzen folgt er seinem Lehrer Robert Minder, bei dem er sich habilitiert hat. Interdisziplinarität und Interkulturalität seiner Arbeiten zeigen immer wieder, in welchem Maße Fink seit vielen Jahrzehnten Brücken zwischen verschiedenen Disziplinen – Geschichte, Anthropologie, Ideengeschichte etc. – und Deutschland/Frankreich zu schlagen versucht hat.

Seit den achtziger Jahren bestanden zwischen Gonthier-Louis Fink und Saarbrücker Germanisten und Romanisten (wie unserem verstorbenen Kollegen Jochen Schlobach) intensive wissenschaftliche Beziehungen. An zahlreichen Symposien in Saarbrücken hat er teilgenommen. Häufig waren Saarbrücker Germanisten und Romanisten Teilnehmer von Tagungen, die Fink ausrichtete – oft als Gäste der Basler *Fondation Goethe*, der er nahe steht, in Schloss Klingenthal am Fuß des Odilienbergs. Für die Münchner Goethe-Ausgabe, die eigentlich eine Saarbrücker Ausgabe ist (Haupterausgeber: Karl Richter; einer der Mitherausgeber: Gerhard Sauder), konnte er als Bearbeiter gewonnen werden. Mit unserem Komparatisten Armand Nivelle verband ihn das Interesse an den deutsch-französischen Literaturbeziehungen.

Gonthier-Louis Fink ist vor einigen Jahren von Straßburg nach Güdigen gezogen, vor allem, um die von ihm sehr geschätzte Saarbrücker Universitäts- und Landesbibliothek und die Bibliothek der Fachrichtung Germanistik bequemer nutzen zu können. Um den deutsch-französischen Austausch hat er sich große Verdienste erworben. Von ihren Anfängen an hat sich die Universität des

Saarlandes der Förderung des Kulturaustauschs zwischen Deutschland und Frankreich verschrieben. Gonthier-Louis Fink hat ihn mit seinem Lebenswerk vielseitig und nachhaltig gefördert.

Die Philosophische Fakultät II und die Universität des Saarlandes ehren den bedeutenden Kollegen, indem sie ihm die Ehrendoktorwürde verleihen.

Eingangs sagte ich, dass wir mit dieser Ehrenpromotion am heutigen Tage am Endpunkt eines Prozesses stehen. Gleichzeitig aber stehen wir an einem Anfang: Gonthier-Louis Fink war unserer Universität und unserer Fakultät bisher schon in seiner fachlichen Arbeit verbunden. Unsere Hoffnung am heutigen Tage ist es darüber hinaus, dass wir mit unserem neuen Ehrendoktor zusammen in eine weitere und noch engere gemeinsame Zusammenarbeit eintreten, eine Zusammenarbeit, auf die unsere Fakultät in Dankbarkeit und mit Stolz blickt, und durch die sie, wie auch bereits in der Vergangenheit, bereichert und beschenkt wird.

Ich darf unserem Ehrendoktor, Herrn Kollegen Gonthier-Louis Fink, herzlich gratulieren und unserer Freude Ausdruck verleihen, dass wir ihn in unserer Mitte begrüßen dürfen.

Gerhard Sauder

## Lobrede auf Gonthier-Louis Fink

Christoph Otto Freiherr von Schönaich, ein Gottsched-Epigone, glaubte 1754 die zeitgenössische Lyrik, vor allem die Klopstocks, satirisch in einem Werk charakterisieren zu können, das er „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch“ nannte.

Wie soll das Lebenswerk eines Literatur- und Kulturhistorikers, das rund 200 Arbeiten umfasst, in Kürze gebührend und ohne Satire gewürdigt werden? In eine „Nuss“ lässt es sich gewiss nicht zwingen. Der Not gehorchend wähle ich *einen* Aspekt aus, „getreu dem philosophischen Motiv, der Totalität abzusagen und Einsicht ins Ganze vom Fragment sich [eher] zu erhoffen als von jenem unmittelbar.“<sup>1</sup>

Die Arbeiten über Goethe und den kulturhistorischen und politischen Kontext seines Werkes – etwa fünfzig – waren auch der Anlass, dass wir uns zum ersten Mal begegneten: Er als noch jugendlicher Straßburger Ordinarius mit einem schwarzen Henri IV-Bart, der ihm das Aussehen eines spanischen Granden verlieh – ich als Heidelberger Assistent im Gefolge meines Lehrers Arthur Henkel, der mit Fink ein Wochenendseminar über Goethes „Wilhelm Meister“-Romane in Rothau (Elsass) am 25./26. März 1972 vereinbart hatte. Die Straßburger und die Heidelberger Doktoranden hielten sich zurück – die Professoren, beide Spezialisten der Materie, bestritten vor allem das Gespräch.

Finks erste wissenschaftliche Studien galten dem Märchen – speziell dem Kunstmärchen. Dabei geriet Goethe immer wieder in seinen Blick. 1959 veröffentlichte er – noch in Dijon lebend und lehrend – einen Aufsatz über „Goethes ‘Neue Melusine’ und die Elementargeister. Entstehungs- und Quellengeschichte.“<sup>2</sup> Er zeigt, dass sich die Märchen-Figur aus der Motiv-Tradition der Nixe allmählich zu einem eigenartigen Zwergenwesen entwickelt – in einem Brief an Schiller (12. VIII. 1797) spricht Goethe von seinem „undenische[n] Pygmäenweibchen“, das aber „etwas Rokokohaftes,

<sup>1</sup> Theodor W. Adorno: Noten zur Literatur IV. Frankfurt am Main 1974, S. 45.

<sup>2</sup> Goethe-Jahrbuch 21 (1959), S. 140 -151.

Niedliches“ (S. 145) behält; die „Neue Melusine“ verleugne nicht ganz den damals viel gelesenen Erzähler Crébillon! Mit komparatistischem Blick werden auch andere mögliche Quellen – etwa Galli de Bibienas Märchenroman „La poupée“ (1747) oder die Schachtel, in der Gulliver im Lande Brobdingnag herumgetragen wird – herangezogen, um das Beschwingte, Ironisch-Humorvolle, ja leicht Frivole kenntlich zu machen. Im Vergleich mit den fantastischen Erzählern des frühen 19. Jahrhunderts bleibe Goethe in diesem Genre „ein Sohn des lächelnden 18. Jahrhunderts“ (S. 149). Mit französischem Blick wird das Märchen dank besserer Argumente als in deutschen Interpretationen dem verklingenden Spätrokoko zugeschrieben.

Weder die „Neue Melusine“ noch der „Neue Paris“ sind zunächst separat erschienen – als Einschübe in den „Wanderjahren“ und „Dichtung und Wahrheit“ sind diese Märchen Teile der epischen Konstruktion, der sich Fink immer wieder zugewandt hat. In seiner Interpretation des „Neuen Paris“<sup>3</sup> von 1983 entdeckt er die Einladung zu einer doppelten Lektüre, einer exoterischen, die sich aus der Einstellung der jungen Zuhörer und der Haltung des ‘jungen’ Erzählers ergibt, und einer esoterischen, die von den symbolischen Elementen gefordert wird, durch die die Erzählung strukturiert ist. Hinzu kommen die Bemerkungen des Erzählers in „Dichtung und Wahrheit“, die dem Märchen vorausgehen und ihm folgen. Auf den Kontrast zwischen Realität – das Märchen ist in Frankfurt angesiedelt – und dem Wunderbaren wird mehrfach hingewiesen. Es gehöre zu den ironischen Aspekten des Textes von 1811, dass er immer wieder den Horizont des ‘jungen’ Erzählers überschreitet. Indem die erste Hälfte des Märchens als Traum deklariert wird, scheint sich der Erzähler der Tageslogik anzuvertrauen – das Wunderbare bleibt für eine andere Welt vorbehalten. In der Traumwirklichkeit ist das Wunderbare von seltener Nüchternheit, aber gelegentlich sogar burlesk. Es handelt sich um ein Wunderbares, das literarisch eigenartig ist und die Anspielungen auf die griechische Mythologie mit Motiven kombiniert, die den Feenmärchen und Märchen aus dem Orient entliehen sind.

Goethe erzählt – nach Finks Deutung – die Geschichte einer Initiation, die vorläufig scheitert, was durch die esoterischen Züge des Märchens angedeutet wird. Die klassische Auswahl, die Paris unter den drei schönen Göttinnen treffen muss, weicht bei Goethe einer eher banalen Aufgabe: Der neue Paris soll die drei jungen Frauen mit geeigneten Männern verheiraten. Es ist wieder eine Rokoko-Antike, die hier vorgeführt wird. Der ‘Neue Paris’ scheitert aber an seiner besitzergreifenden Egozentrik. Die einzelnen Phasen der Initiation

<sup>3</sup> „Le nouveau Paris“ de Goethe ou l'échec provisoire de l'enfant. In: *Études Germaniques* 1983, S. 32 – 55.

werden mit Elementen der Hermetik, theosophischen Symbolen, geometrischen Figuren und konzentrischen Kreisen bestritten. Der Neophyt durchläuft sieben Phasen. Im innersten Kreis befinden sich die drei Damen, die der Erzähler bereits im Traum gesehen hat. Sie repräsentieren das Geheimnis, aber auch die Lösung des Märchens. Der Neophyt kann seine Mission nicht erfüllen, weil er das allgemeine Prinzip, das auf Goethes Farbenlehre verweist, nicht verstanden hat: 'Polarität' und 'Steigerung'. Der Kontrast zwischen der exoterischen Form, die auf den Narzissmus des Jungen zurückgeht, und der esoterischen Erzählung, die die Einsicht einschließt, die der Junge nicht verstehen kann, der Erzähler aber sehr wohl versteht, spielt hier dieselbe Rolle wie in der „Neuen Melusine“, wo sich der Erzähler und sein alter ego, einer der Entsagenden, gegenüberstehen. Der Neophyt darf seinen Versuch wohl später wiederholen, wenn er in der Lage ist, die Prinzipien des Lebens zu verstehen. Goethe hat seinem Text deshalb den Untertitel „Knabenmärchen“ gegeben. Hinweise des Interpreten auf hermetische Elemente, die Aufmerksamkeit auf exoterische Züge begegnen noch öfter in Analysen von Goethes epischem Werk, aber auch in Überlegungen zu Goethes Reaktion auf die Französische Revolution.

Im Kontext der Französischen Revolution liest Fink das „Märchen“, das den Untertitel „zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ trägt. In den „Unterhaltungen“ sollte ausdrücklich von Politik nicht die Rede sein, die der zufällig zustande gekommenen Gesellschaft von Flüchtlingen genug zugesetzt hatte. So siedelte er das „Märchen“ in einer utopischen Welt an und bezog damit Stellung gegen seine Zeit – in der Literatur breite sich ja der gleiche 'Sansculottismus' aus wie in den politischen Tendenzen. Das „Märchen“ sollte dem Publikum den Weg weisen, wie es sich von dem aufreibenden politischen Fieber befreien könne. Dafür greift die Erzählung zur 'Mystifizierung', zur Verwirrung des Lesers. Der Plot des Märchens folgt dem Schema des französischen Feenmärchens – erzählt wird von den Leiden und der schließlich glücklichen Liebe eines Prinzenpaars. Aber wichtiger als dieses sind die verschiedenen Phasen des Geschehens: Lethargie, Aufbruch im Zeichen der neuen Zeit, schließlich Wiedergeburt des Einzelnen und der Gemeinschaft. Da das zeitgenössische Publikum gern Rätsel löste und sich mit möglichen Deutungen abmühte, hat ihm Goethe ein unlösbares Rätsel vorgelegt. Fink verspricht keinen Schlüssel für die Deutung der zahlreichen symbolischen Details. Er weist auf die Herkunft vieler Motive und Themen aus der Alchimie und der Freimaurerei hin. Seine Interpretation unterscheidet sich von den zahlreichen bisherigen Interpretationen durch die methodische Zurückhaltung; sein Blick richtet sich nicht auf das Detail, sondern auf das Ganze. „Nicht die Handlung, sondern dieses Spiel der Assoziationen und

Anspielungen verleiht Goethes 'Märchen' seinen Rätselcharakter.“<sup>4</sup> Wieder kehrt Goethe – so Finks These – seine esoterische Utopie gegen Zeittendenzen, allzu wohlfeile moralisch-politische Parolen der nachrevolutionären Öffentlichkeit. Erkennbar ist die Reduktion des Politischen auf das Moralische – aber durch die esoterische Sprache stellt Goethe seine mögliche Lösung der Zeitkrise selbst in Frage: „als Mysterium von Wiedergeburt und Tod und als esoterische Utopie stand [das „Märchen“] im Gegensatz zu der Idee, die es verkündete“.<sup>5</sup>

Nur durch einen Blick aus der Distanz – auch aus der Distanz zu den schier zahllosen Deutungsversuchen des „Märchens“ schon durch Goethes Zeitgenossen – lassen sich Strukturen dieses 'erratischen' Textes erkennen. Durch die intensive Erforschung der Genese und des Höhepunkts des Kunstmärchens in Deutschland (1740 – 1800)<sup>6</sup> in seiner durch Materialfülle und scharfsinnige Argumentation beeindruckenden Habilitationsschrift von 1966 hatte sich Fink ein differenziertes Instrumentarium der Analyse erarbeitet. Er verfolgt die Erscheinungsform des Wunderbaren (*merveilleux*) von ihrem ersten Erscheinen in deutschen Texten an und berücksichtigt literarische, poetologische, philosophische und soziologische Aspekte. Er führt seine Darstellung bis zum Höhepunkt der Gattung 'Kunstmärchen' um 1800 – das romantische Märchen sei schon ausreichend erforscht.

Wenn diese grundlegende Darstellung bis heute unter deutschen Germanisten nicht immer die Verbreitung gefunden hat, die ihr zukäme, so liegt dies banalerweise an der oft gescheuten Anstrengung, ein umfangreiches Werk in französischer Sprache zu rezipieren. Immerhin: der Nestor der deutschen Märchenforschung, Max Lüthi, bemerkt 1971, die Studie befaße sich „vorwiegend mit dem deutschen Kunstmärchen, enthält aber ein großes Kapitel über dessen Vorgeschichte in Frankreich, von Perrault und Galland bis zum Cabinet des fées“.<sup>7</sup> Und Jens Tismar, dem wir eine Monographie über das Kunstmärchen verdanken, lobt Finks Arbeit 1983 so: Er „erfaßt unter einem weitgefächerten Begriff des Wunderbaren Feen- und Lügengeschichten sowie Horrormotive in Prosa und Versform; eine grundlegende, differenzierte Untersuchung des Prozesses, wie die Erzählungen vom Wunderbaren literarisiert werden.“<sup>8</sup> Die letzten siebzig Seiten seiner Darstellung widmet Fink Goethe – vor allem dem „Märchen“.

<sup>4</sup> „Das Märchen“. Goethes Auseinandersetzung mit seiner Zeit. In: Goethe-Jahrbuch 33 (1971), S. 96 -122. Hier: S. 117.

<sup>5</sup> Ebd., S.122.

<sup>6</sup> Naissance et apogée du conte merveilleux en Allemagne 1740 – 1800. Paris 1966.

<sup>7</sup> Max Lüthi: Märchen. 4., durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart 1971, S. 51.

<sup>8</sup> Jens Tismar: Kunstmärchen. 2., durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart 1983, S. 5.

Am Ende der sechziger Jahre wendet sich der seit 1966 in Straßburg lehrende Germanist (seit 1968 als Ordinarius) stärker den Problemen der Kontextualisierung literarischer Texte zu. Von der Gattungsgeschichte führt ihn – offensichtlich auch unter dem Eindruck der politischen Tendenzen seit 1968 – seine wissenschaftliche Neugier auf die komplexen historischen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Als wollte er die Anthologie der verschollenen und von der Literaturgeschichte ausgeschlossenen Autoren der Jahre zwischen 1780 und 1805 nachliefern, die sich Walter Benjamin in seinem „Hörmodell“ mit dem Titel „Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben“ wünschte, legte er, gemeinsam mit seiner Frau Antoinette Fink-Langlois, 1972 den Band „L’Allemagne face au classicisme et à la Révolution“ vor. Er ist leider, obwohl es sich durchweg um deutschsprachige Texte handelt, in der deutschen Germanistik kaum rezipiert worden – er hätte damals eine Lücke schließen können. Gegen die Tendenz der deutschen Literarhistoriker zur Harmonisierung der Epochenkonstruktion plädieren die Herausgeber für ein Bild der Epoche, das „ce foisonnement d’ idées, cette diversité pleine de contrastes et de contradictions, faite de clichés et d’ idées neuves, de tradition et de tentatives originales“<sup>9</sup> vereinigt. Statt der Dominanz poetischer Texte sind hier Auszüge – meist von wenig bekannten Autoren – aus Essays, Pamphleten, Proklamationen, Vorworten, Dialogen und Briefen versammelt. Als Motto wurde ein von den Herausgebern mit „Kulturgeschichte“ überschriebener Gedanke Schubarts (1788) gewählt (aus der „Vaterlandschronik“): „Wenn ich die literarischen und politischen Artikel oft untereinander menge, so geschieht es mit allem Fleiße. Zur ganzen Darstellung eines Landes gehört nicht nur seine politische, sondern auch seine literarische, artistische, merkantilische, sittliche und religiöse Verfassung. Der Gelehrte, der Künstler, der gute Bürger verdient in jedem Lande so viel Aufmerksamkeit als der Fürst, wenn der Fürst nicht ein weites Geistbehältnis ist, der die zerstreuten Tugenden und Fehler des Staats in sich allein einigt; welches doch höchst selten der Fall ist.“

Gewidmet ist das Buch Robert Minder. Ihm dankt Fink auch am Ende des Vorworts seiner Habilitationsschrift: „Durant les longues années que dura ce travail, il nous a inlassablement guidé, nous faisant profiter de sa vaste érudition. Et notre reconnaissance ne va pas seulement au savant; elle va aussi à l’ homme [...]“<sup>10</sup>

Minder war offensichtlich ein außergewöhnlicher Lehrer. Fink hat ihm mehrere Arbeiten gewidmet. Er ließ ihn völlig selbständig arbeiten – gleich-

<sup>9</sup> L’ Allemagne face au classicisme et à la Révolution. Paris 1972, S. 9.

<sup>10</sup> Wie Anm. 6, S. 10.

sam an langer Leine geführt. Minder war 1938 Ordinarius in Nancy geworden, ging aber 1940 bis 1943 an die Universität Grenoble in das damals unbesetzte Frankreich; 1946 bekam er seine Professur in Nancy wieder. In einer autobiographischen Reminiszenz hat er auch die französische Kulturpolitik in Deutschland beschrieben und unter anderem an die Wiedereröffnung der Universität Mainz im Mai 1946, die Gründung der Universität des Saarlandes 1948 und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur 1949 erinnert. Im Sommersemester 1949 hielt er übrigens an unserer Universität eine Vorlesungsreihe über „Moderne deutsche Literaturkunde“ und sprach in weiteren viel beachteten Vorträgen über „Ludwig Tieck und die deutsche Romantik“, „Karl Philipp Moritz im Spiegel der literarischen und religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts“, „Die Aufnahme und Wirkung moderner deutscher Dichtung in Frankreich“, „Nationalismus und Universalismus im 19. Jahrhundert“ oder – im Mai 1950 – über „Probleme der schwäbischen Geistesgeschichte“. Allerdings lehnte er die ihm von Pierre Donzelot angebotene Übernahme des Rektorats der Universität des Saarlandes ab.<sup>11</sup> Minder hat sich mit seinem Werk „Allemandes et Allemands“ (1946) und seinen zahlreichen Essays als *der* Vermittler zwischen den Ländern und Kulturen Frankreich und Deutschland etabliert. Methodisch ist Fink dem Versuch seines Lehrers, quasi psychoanalytisch Deutschlands kulturelle und mentale Entwicklung zu erklären, wobei er an die Anfänge mentalitätsgeschichtlicher Entwürfe in Lucien Febvres ‘histoire des sensibilités’ und Maurice Halbwachs’ Überlegungen zu den sozialen Bedingungen des Erinnerns anknüpfte, nicht gefolgt. Vieles überzeugt heute an diesem frühen kulturanthropologischen Versuch zur Konzeptualisierung der Nation nicht mehr.<sup>12</sup> Aber das Engagement für die Suche nach Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland hat der gebürtige Elsässer aus Wasselonne dem ‘Schüler’ Fink eingeprägt, der eigene Wege suchte.

Im Sinne der in Frankreich immer intensiver als in Deutschland betriebenen ‘Kulturgeschichte’ hat Fink in den letzten Jahrzehnten einen methodischen Ansatz entwickelt, der, ausgehend von den großen Texten, aber auch von nichtpoetischen Quellen, vor allem das späte 18. und das frühe 19. Jahrhundert

<sup>11</sup> Vgl. Robert Minder: Deutsche Kultur seit 1945 in Frankreich. In: Süddeutsche Zeitung. Feuilleton-Beilage „SZ am Wochenende“ Nr. 196, 27./ 28. August 1977. Die Angaben zu Minders Saarbrücker Vorträgen sind der Zeitungsausschnitt-Sammlung des Saarbrücker Universitätsarchivs entnommen.

<sup>12</sup> Vgl. Anne Kwaschik: Auf der Suche nach der deutschen Mentalität. Der Kulturhistoriker und Essayist Robert Minder. Göttingen 2008, S. 120, 19. Vgl. Gonthier-Louis Fink: Robert Minder (1902 – 1980). Französischer Germanist und Essayist. In: Germanisten im Osten Frankreichs. Hg. von Gerhard Sauder. St. Ingbert 2002, S. 101 – 153.

analysierte. Den traditionellen germanistischen Synthesen der Epochendarstellung setzte er die akribische Einzelanalyse mit durchgängiger Kontextualisierung entgegen – kaum ein deutscher Germanist hat so konsequent wie Fink die Literatur dieser Phase im Horizont der Revolution – auch der amerikanischen – interpretiert. Er hat sie als ständige „Herausforderung in Literatur und Publizistik“<sup>13</sup> gedeutet.

In seinen Arbeiten zu „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ging es ihm um die Bildung des Bürgers, in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ um die Auseinandersetzung mit der Tradition, um die Eigentumsproblematik oder die Pädagogik als Forderung des Tages, in den „Wahlverwandtschaften“ um strukturelle und Zeitaspekte. Die ‚Masken des Erzählers‘, das Verhältnis von Redaktor und Autor haben in Untersuchungen Finks Erhellung erfahren. Den Höhepunkt seiner Studien zu „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ stellen die umfangreiche Einführung und Kommentierung in der Münchner Ausgabe (1991) dar.<sup>14</sup> Die „Wanderjahre“ versteht er als ersten deutschen sozialen Roman in Auseinandersetzung mit den sozialen und ökonomischen Problemen der Zeit. Ursprünglich seien die „Wanderjahre“ nicht als Gesellschaftsroman, sondern als Rahmenerzählung – vergleichbar den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ – mit verschiedenen Einschüben geplant gewesen. Dadurch sollte die Variation verschiedener Probleme in Parallelgeschichten ermöglicht werden. Entstanden sei ein alles andere als traditionell komponierter Roman mit Einschüben. Die großen Themen sind: Wandern, Entsagung, Problematik von Besitz und Arbeit, der Gegensatz von Tradition und Erneuerung, die Bedeutung Amerikas, der neuen Welt als Projekt für die Zukunft und als Bild der Vergangenheit.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Arbeiten zur Revolution und zum Volk ausführlich zu referieren – im Horizont dieser Thematik gewinnen die Goethe-Interpretationen Finks ihre historische Prägnanz. Er folgte der Tradition der Straßburger Germanisten, Goethe zum Zentrum seiner Arbeit zu wählen. Dazu gehören die zahlreichen Studien über den Dialog Goethes mit der französischen Literatur, die sachhaltigen Artikel im „Goethe-Handbuch“ über Goethe in Frankreich und im Elsass.

<sup>13</sup> Gonthier-Louis Fink: Die Revolution als Herausforderung in Literatur und Publizistik. In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Hg. von Horst Albert Glaser. Bd. 5: Zwischen Revolution und Restauration: Klassik, Romantik 1786 – 1815. Reinbek bei Hamburg 1980, S. 110 – 129.

<sup>14</sup> Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. Bd. 17: Wilhelm Meisters Wanderjahre / Maximen und Reflexionen. Hg. von Gonthier-Louis Fink, Gerhart Baumann und Johannes John. München / Wien 1991, S. 957 – 1217.

In den letzten zwanzig Jahren weitet sich der Horizont Finks über die deutsch-französischen Beziehungen hinaus: Von seinem früher schon bekundeten Interesse an der Klimatheorie des 18. Jahrhunderts und der damit verbundenen Charakteristik der europäischen Nationen rücken nun Fragestellungen des Universalismus, der Alterität und Kommunikation in Goethes Europa-Bild, Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit in den Begriffen 'Weltbürgertum' und 'Weltliteratur' ins Zentrum seines Interesses.

Nicht nur die Arbeiten über Goethe – von den Studien zu den Märchen bis zur Kommentierung der „Wanderjahre“ – sind herausragende Beiträge zum Verständnis deutscher Literatur, Kultur und Geschichte für unsere Nachbarn. In vielen Aktivitäten hat sich Fink als Anwalt der französisch-deutschen Kommunikation hervorgetan. Das Konzept seines Lehrers Minder, auf Grund breiter Interdisziplinarität eine Kulturgeschichte der deutschen Länder zu schreiben, schien ihm nicht realisierbar. Aber der Impetus, der die 'relations franco-allemandes' auch für Fink zu einer Lebensaufgabe werden ließ, war stark genug, ihn bis heute bei dieser Aufgabe immer neu zu inspirieren und zu bestärken.

Die interdisziplinäre und interkulturelle Orientierung seiner Arbeit führt immer wieder vor Augen, mit welcher Beharrlichkeit und in welchem Maße Fink seit vielen Jahrzehnten Brücken zwischen verschiedenen Disziplinen – Geschichte, Literaturgeschichte, Anthropologie, Imagologie, Ideengeschichte etc. – und zwischen Frankreich und Deutschland zu schlagen versucht hat.

Wir danken ihm für dieses eindrucksvolle Lebenswerk!

Roland Krebs

## Französische Philosophie und deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Der Fall Helvetius.

An einer bekannten Stelle von *Dichtung und Wahrheit* charakterisiert Goethe das Verhältnis der jungen literarischen Generation des *Sturm und Drang* zur französischen Kultur. Dort geht er auch auf die französische Philosophie seiner Zeit ein, und zwar auf ihre radikale materialistische Ausrichtung:

„*Verbotene zum Feuer verdamnte Bücher, welche damals großes Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des „Système de la nature“, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor, dass wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, dass wir davor wie vor einem Gespenst schauderten.*“<sup>1</sup>

Dieses berühmte Diktum hat ohne Zweifel eine nachhaltige Wirkung auf die Literaturgeschichte ausgeübt. Man zog den – falschen – Schluss daraus, dass die radikale französische Philosophie ohne nennenswerten Einfluss in Deutschland geblieben war. Dies unterstrich noch zusätzlich die Unterschiede zwischen den französischen *Lumières* und der deutschen Aufklärung. Diese Unterschiede wurden in der Vergangenheit oft polemisch vertieft. Während die französische Aufklärung immer mehr zum Atheismus und zu einem „flachen“, „mechanistischen“ Materialismus tendierte, hätte die deutsche unabhängig von der französischen sozusagen einen „Sonderweg“ eingeschlagen, der zur Höhe der klassischen idealistischen Philosophie geführt hätte. Diese Auffassung ist inzwischen größtenteils revidiert worden. Man betont heute mit Recht die Gemeinsamkeiten, die die verschiedenen Zweige der europäischen Aufklärungsbewegung bei allen nationalen Unterschieden miteinander verbinden. Auch die zahlreichen Kontakte, die in dieser Zeit zwischen dem deutschen und dem französischen Kulturraum bestanden haben, sind intensiv erforscht worden, nicht zuletzt durch Gonthier-Louis Fink. Wie steht es aber mit der Rezeption des französischen Materialismus in Deutschland?

<sup>1</sup> *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 9, S. 490.

Ich möchte heute zeigen, wie sehr die Legende einer autarken deutschen Aufklärungsliteratur, die gegenüber aus Frankreich kommenden materialistischen Einflüssen völlig undurchlässig geblieben wäre, unhaltbar ist. Bei Gottsched, bei Johann Carl Wezel, bei Wieland und dem jungen Schiller stoßen wir immer wieder auf den Namen eines Philosophen, der nach dem Komparatisten Roland Mortier „von Rousseau abgesehen ... der große Mann in der Philosophie“<sup>2</sup> gewesen ist und dessen Hauptwerk *De l'esprit* nach Ernst Cassirer zu den „meistgelesenen und am öftesten zitierten Büchern in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts“<sup>3</sup> zählt: Claude-Adrien Helvétius. Helvetius – wie man in Deutschland sagt – war ohne Zweifel der einflussreichste unter den drei Hauptvertretern des französischen Materialismus im 18. Jahrhundert. La Mettrie wurde selten ernst genommen oder als Wüstling und Halbverrückter diskreditiert. Man erinnere sich an Abraham Gotthelf Kästners von Lessing zitiertes Sinngedicht: „Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie / Das heißt auf Deutsch: ein Narr war Lamettrie.“<sup>4</sup> D'Holbach galt als abstrakt und doktrinär. Helvetius stand dagegen im Ruf, geistreich und unterhaltend zu sein. Als Erbe der Moralisten des „Grand Siècle“, eines La Rochefoucauld etwa, sprach er sowohl die Weltleute als auch die Schriftsteller an. Er wurde während der ganzen Aufklärungszeit gelesen und diskutiert, und dies auch in einer großen Anzahl von literarischen Werken. Mit dieser außerordentlichen Wirkung beschäftigt sich mein Vortrag<sup>5</sup>.

*De l'esprit* hat in Frankreich bei seinem Erscheinen 1758 heftige Reaktionen ausgelöst. Das Buch wurde verboten – was wie gewöhnlich nicht unwesentlich zu seinem Erfolg beitrug – sein Autor sogar zum Widerruf gezwungen. Schon zwei Jahre später, 1760, erschien die deutsche Übersetzung.<sup>6</sup> Der Herausgeber dieser Ausgabe und Verfasser ihrer langen Vorrede war kein Geringerer als Johann Christoph Gottsched. Was konnte den bekanntesten Anhänger des Leibniz-Wolffschen Systems dazu bewogen haben, ein Werk in Deutschland zu verbreiten, das anscheinend den eigenen Überzeugungen so grundsätzlich widersprach? Die Gründe, mit denen er sein Unternehmen zu rechtfertigen versuchte, scheinen eher fadenscheinig. Als Zensor in Leipzig hätte er nur die Wahl gehabt, so erklärt er, entweder die

<sup>2</sup> Roland Mortier, *Diderot en Allemagne*, Paris 1954, S. 356.

<sup>3</sup> Ernst Cassirer, *Die Philosophie der Aufklärung*. Tübingen 1932, S. 427.

<sup>4</sup> G.E. Lessing, *Werke*. Hrsg. von Herbert G. Göpfert, München 1972, Bd. 3, S. 250.

<sup>5</sup> Meine Ausführungen fußen hauptsächlich auf die Ergebnisse meiner Untersuchung: *Helvétius en Allemagne ou la tentation du matérialisme*. Paris 2006.

<sup>6</sup> *Diskurs über den Geist des Menschen*. Aus dem Französischen des Herrn Helvetius, Ihre Maj. der Königin von Frankreich ersten Leibarztes. Mit einer Vorrede Herrn Joh. Christoph Gottscheds....Leipzig und Liegnitz 1760.

Übersetzung völlig zu verbieten – was ihr den Reiz der verbotenen Frucht verliehen hätte – oder sie unschädlich zu machen, indem er mit dem Gift gleichzeitig das Gegengift anbot und zwar in seiner Vorrede. Darin widerlegte er die in seinen Augen gefährlichsten Meinungen des Franzosen – vor allem die von der Materialität der Seele – und ließ das übrige um so besser gelten. In seiner Rezension des Buches fand er dann besonders lobende Worte für Helvetius' Widerlegung der Klimatheorie.<sup>7</sup> Er spielte so geschickt Helvetius gegen dessen französische Landsleute aus und schuf sich einen Verbündeten im fremden Land. Gottsched kannte nämlich die Funktion der Klimatheorie bei dem Anspruch der Franzosen auf kulturelle Hegemonie in Europa und bei ihrer Diskreditierung des deutschen Kulturlebens nur zu gut. Darüber hat uns übrigens Gonthier-Louis Fink inzwischen in zahlreichen Beiträgen bestens informiert.<sup>8</sup>

Gottsched machte Helvetius in Deutschland salonfähig und setzte so ein Unternehmen fort, das er mit Bayles *Dictionnaire* und den Hauptwerken Fontenelles<sup>9</sup> begonnen hatte. Musste ersterer mit Hilfe von kritischen Fußnoten entschärft werden, so ließ sich letzterer ohne große Schwierigkeiten in den Rahmen der Frühaufklärung integrieren. Gottsched war übrigens bei der Wahl seiner französischen Gewährsmänner immer sehr eklektisch und stellte beispielsweise sowohl den Jesuitenpater Porée als auch den Jansenisten Fénelon und den „Freigeist“ Saint-Evremond in den Dienst seiner Idee eines deutschen Nationaltheaters. Was suchte Gottsched eigentlich bei den französischen „Philosophes“? Meines Erachtens vor allem einen neuen Prosastil bei „gelehrten Sachen“. Fontenelle und Helvetius vermittelten auch den Ungelehrten – wozu in dieser Zeit die weibliche Leserschaft gehörte – Wissen auf eine unpedantische, elegante und geistreiche Weise, die es in Deutschland kaum noch gab. Bei der Schaffung einer modernen weltlichen Kultur in Deutschland – und dies war das große Anliegen Gottscheds – musste man – wie im Bereich des Theaters – eine Zeitlang bei den Franzosen in die Schule gehen. Es ging Gottsched im Grunde darum, die Gattung des anspruchsvollen

<sup>7</sup> „Er hat unter andern die ganze Modephilosophie seiner Landsleute von den Wirkungen des Klima, oder Himmelsstrichen, in den Völkern und Staaten ganz unwidersprechlich widerlegt: wozu denn viel Einsicht und Herz gehört hat.“ *Das Neuste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit*, Bd. 10, S. 710.

<sup>8</sup> Vgl. insbesondere Gonthier-Louis Fink, «De Bouhours à Herder. La théorie des climats et sa réception outre-Rhin», in : *Recherches germaniques* 15 (1985), S. 3-63.

<sup>9</sup> Verf., «Gottsched, traducteur et commentateur de Fontenelle», in : *Aufklärung als Mission – La Mission des Lumières*. Akzeptanzprobleme und Kommunikationsdefizite. Accueil réciproque et difficultés de communication. Hrsg. von Werner Schneiders. Marburg 1993, S. 207-219.

Essays einzuführen. Und mit dem Essay befand man sich in jenem Grenzgebiet zwischen Philosophie und Literatur, das in Frankreich von einem Montesquieu oder einem Voltaire meisterhaft beherrscht wurde und sich bis heute in Frankreich einer großen Beliebtheit erfreut.

Gottsched und seine Anhänger blieben allerdings noch der eher schwerfälligen logischen Beweisführung der Wolffschen Schule treu. Erst ihre erbitterten Gegner, die jungen Berliner um Lessing, fanden Anschluss an den neuen Stil. Dies gilt besonders für Thomas Abbt, dessen Essay *Vom Verdienst* (1765) nach dem Zeugnis seines Freundes Friedrich Nicolai bewusst als Pendant zu *De l'esprit* konzipiert wurde.<sup>10</sup> Innerhalb des Kreises der *Literaturbriefe* stieß jedoch die neue Art des philosophischen Vortrags auf Widerstand. So blieb Moses Mendelssohn unempfindlich gegen den lockeren und unterhaltenden Ton, der in *De l'esprit* herrscht und charakterisierte ihn in einem oft zitierten Epigramm wie folgt: „Die Eigenschaften dieses Buchs / Sind Witz, Geschmack, viel Phantasey / Französische Sophistery / Und Wetterleuchten des Verstandes“.<sup>11</sup> Mehr Glanz also als Tiefe und Gründlichkeit. Und Thomas Abbt, der eine deutsche Variante dieses Stils zu schaffen versuchte, musste die von Friedrich Nicolai formulierte Kritik einstecken, seine Sprache wirke wegen ihrer übertriebenen Kürze und Pointiertheit oft gekünstelt und dunkel. Diese Diskussion unter Freunden wirft ein grundlegendes Desiderat des deutschen Kulturlebens im 18. Jahrhundert auf; es geht um die Schaffung einer neuen Literatursprache, ohne barocken „Schwulst“, ohne gelehrte Pedanterie, um das Erlernen eines „galanten“ Stils, der auch die Ungelehrten und Weltleute ansprechen konnte. Der Journalist, Kritiker und Lustspielautor Lessing wird sich stets an dieses Ideal erinnern.

1774 veröffentlichte Friedrich von Blanckenburg seinen *Versuch über den Roman*, der allgemein als die erste wirkliche Poetik des Romans gilt. Er forderte darin die Darstellung der „inneren Geschichte eines Menschen“, unterstrich den Zusammenhang zwischen Körper und Geist, aber auch die Abhängigkeit jeder literarischen Gestalt von den äußeren Umständen. So definiert er, was man später den „anthropologischen Roman“ nannte.<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Friedrich Nicolai, *Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbts*. An Herrn D. Johann George Zimmermann. Berlin und Stettin 1767, S. 16-17.

<sup>11</sup> *Thomas Abbts freundschaftliche Correspondenz*. Neue und mit Anmerkungen von Moses Mendelssohn vermehrte Auflage. Berlin und Stettin 1782, S. 51.

<sup>12</sup> Hans-Jürgen Schings, „Der anthropologische Roman. Seine Entstehung und Krise im Zeitalter der Aufklärung“, in: *Deutschlands kulturelle Entfaltung. Die Neubestimmung des Menschen. Studien zum achtzehnten Jahrhundert*. Hrsg. von B. Fabian, W. Schmidt-Biggemann und R. Vierhaus. München 1980, S. 247-275.

„Der Dichter muss bei jeder Person seines Werks gewisse Verbindungen voraussetzen, unter welchen sie in der wirklichen Welt das geworden ist, was sie ist...Durch diese Verbindung nun, das heißt, mit anderen Worten, durch die Erziehung, die sie erhalten, durch den Stand, den sie bekleidet, und die Personen, mit denen sie gelebt, durch die Geschäfte, welchen sie vorgestanden, wird sie gewisse Eigenthümlichkeiten erhalten, und diese Eigenthümlichkeiten in ihren Sitten, in ihrem ganzen Betragen, werden einen Einfluß auf ihre Art zu denken, und ihre Art zu handeln, auf die Aeüßerung ihrer Leidenschaften u.s.w. haben.“<sup>13</sup>

Nach der berühmten Formulierung Lessings, die Blanckenburg für den Roman wieder aufnimmt, es soll eine „Kette von Ursache und Wirkung“ hergestellt werden, die die Wahrscheinlichkeit der Handlung sicherstellt, während die der Personen durch den Zusammenhang zwischen ihnen und den sie bestimmenden Umständen gewährleistet werden soll. In diesem Kontext empfahl Blanckenburg dem Romancier die Lektüre von *De l'esprit*, in dem er lernen könne, „mögliche“ d.h. wahrscheinliche Personen „der wirklichen Welt“ zu schaffen. Der „anthropologische Roman“, der so großen Wert legt auf äußere, den Menschen prägende Umstände wie Erziehung, Stand, Lebensrahmen, Nation und Gesetzgebung, steht ohne Zweifel unter dem Einfluss der sensualistischen Philosophie. Es sei daran erinnert, dass wir für Helvetius lediglich sind „was die Gegenstände, die uns umgeben, aus uns machen.“<sup>14</sup>

Blanckenburgs Theorie des Romans stützt sich hauptsächlich auf Wielands *Geschichte des Agathon* (Erstausgabe 1766–1767). Und mit gutem Recht. Tatsächlich verteidigte Wieland schon in der Vorrede die Wahrscheinlichkeit seines Titelhelden, indem er behauptet, es sei unmöglich zu beweisen, dass dieser „unter den besondern Umständen, unter denen (er) sich von seiner Kindheit an befunden, nicht so denken oder handeln könne“.<sup>15</sup> Am Ende des Werks wird die Macht der Umstände noch deutlicher betont. Die Absicht des Autors sei gewesen – so Wieland – dem Leser begreiflich zu machen,

„wie ein solcher Mann – so geboren – so erzogen – mit solchen Fähigkeiten und Dispositionen – mit einer solchen Bestimmung derselben – nach einer solchen Reihe von Erfahrungen, Entwicklungen und Veränderungen – in

<sup>13</sup> Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Ausgabe von 1774 mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert. Stuttgart 1965, S. 208.

<sup>14</sup> Claude-Adrien Helvétius, *De l'esprit*. Texte revu par Jacques Mouteaux. Paris 1988, Vierter Teil, Kapitel 15, S. 539.

<sup>15</sup> C.M. Wieland, *Geschichte des Agathon*. Erste Fassung von 1766/1767. Hrsg. von Klaus Manger. *Werke in zwölf Bänden*. München 1966, S. 12-13.

solchen Glücks-Umständen – an einem solchen Ort und in einer solchen Zeit – in einer solchen Gesellschaft – unter einem solchen Himmels-Strich – bei solchen Nahrungs-Mitteln (denn auch diese haben einen stärkeren Einfluß auf Weisheit und Tugend, als sich manche Moralisten einbilden) – bei einer solchen Diät – kurz unter solchen gegebenen Umständen... ein so weiser und tugendhafter Mann (habe) sein können.“<sup>16</sup>

In der Bacharacher Periode, in der er seinen *Agathon* verfasste, hatte sich Wieland, von seiner früheren „seraphischen“ Gesinnung abgewandt, die er nunmehr als reine Schwärmerei betrachtete. So schrieb er an seinen Freund Zimmermann (auf Französisch !): „Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l’harmonie des Sphères aux Airs de Galuppi et aux Symphonies de Jomelli et le Nectar des Dieux au Tokay des Hongrois“.<sup>17</sup> Auch berief sich Wieland zu dieser Zeit in seinen Briefen wiederholt auf Helvetius, insbesondere wenn es galt, seinen ernüchternden Erkenntnissen über das gesellschaftliche Leben und seinen Enttäuschungen über die menschlichen Beziehungen Ausdruck zu geben.

Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass im *Agathon* Hippias, der angebliche antike Sophist, in Wirklichkeit in seinen Diskursen einen Abriss von zeitgenössischer sensualistischer Philosophie bietet, der seinen französischen Ursprung nicht verleugnen kann. Die Quellenforschung hat zwar zahlreiche verschiedene Einflüsse zu Tage gefördert: Montesquieu, Bonnet; Malebranche, Rousseau sogar<sup>18</sup>, aber die Zeitgenossen haben vor allem vertraute Gedanken von Helvetius wiedererkannt. So schreibt Isaak Iselin in seiner Kritik des Romans: „Das dritte Buch enthält das verführerische Lehrgebäude des Hippias, und wir finden darinn die Lehre des H(ernn) Helvetius ungemein wohl ausgeführt.“<sup>19</sup> Hippias versucht in diesem Buch, den jungen Idealisten Agathon, von seiner „Schwärmerei“ zu heilen, indem er ihm die geheimen Gesetze der Welt und der Gesellschaft enthüllt. Er verwirft sowohl die Hypothese der Existenz Gottes als auch die der Unsterblichkeit der Seele und leugnet das Bestehen ewiger transzendenter Werte. Hippias vertritt dagegen das Prinzip der Relativität des Guten und Bösen, da jede Gesellschaft für gut erkläre, was ihr zum Vorteil diene. Ein zentrales Kapitel des Romans

<sup>16</sup> *Ebda.*, S. 516.

<sup>17</sup> Brief an Zimmermann vom 8. November 1762. Wieland, *Briefwechsel*. Akademie-Ausgabe, Bd. 3, Berlin 1975, S. 129.

<sup>18</sup> Vgl. Erich Groß, *C.M. Wielands „Geschichte des Agathon“*. Entstehungsgeschichte. Berlin 1930.

<sup>19</sup> *Allgemeine Deutsche Bibliothek*, Bd. 6 (1770), S. 199.

trägt deswegen die Überschrift „Antiplatonismus in nuce“. Nach Hippias soll der Mensch sich damit begnügen, ein glückliches und angenehmes Leben zu führen, indem er immer sein Wohl suche, auch indem er eventuell die Schwächen der Mitmenschen ausnutze. Das gesellschaftsethische Moment der Philosophie von Helvetius fehlt völlig in diesen Ausführungen. Hippias denkt in seinem egoistischen Hedonismus nur an den eigenen Vorteil und nicht, wie der Eigennutz des Einzelnen dem allgemeinen Wohl dienen könne. Dem wohlargumentierten Diskurs von Hippias kann Agathon nur sein intimes Gefühl entgegensetzen. Seine Position schien so schwach, dass manche Zeitgenossen Wielands Anstoß daran nahmen. Auch stellte man sich die Frage, welchen Standpunkt der Autor selbst vertrat. Teilte er etwa Hippias' Meinungen? Fritz Jacobi insbesondere verlangte deswegen von seinem Freunde manche Änderungen, die Wieland in den nächsten Ausgaben des *Agathon* (1773 und 1794) auch vornahm.<sup>20</sup> Insbesondere bot darin die Lehre des weisen Archytias, des Herrschers über die utopische Republik von Tarent, ein idealistisches Gegengewicht zu der skeptischen Philosophie des Hippias.

Die sensualistische bzw. materialistische Philosophie der Franzosen wurde im Laufe der Zeit in der deutschen Literatur in verschiedenen Romanen noch direkter thematisiert. Ich möchte hier nur einige Beispiele anführen. In Fritz Jacobis zweitem Roman *Woldemar* (1779), dessen Inhalt wesentlich aus einer Reihe von philosophischen Gesprächen im Freundeskreis besteht, wird zunächst die französische Philosophie als eine bloße Philosophie des Verstandes definiert:

„So bald ihre Philosophie eigentliche bloße Philosophie wurde, und aufhörte zugleich den Volksglauben unterstützen zu wollen, wurde sie materialistisch, und verwarf immer mehr alles, was sich aus mechanischen Gesetzen nicht erklären, dem Verstand, wie sie sagten, nicht deutlich machen ließ.“<sup>21</sup>

Auf dem Gebiet der Ethik führe eine solche Haltung zu einem bloßen Utilitarismus und zu einem Hedonismus. Die Autonomie des Gewissens werde gezeugnet und die Moral einem äußeren Ziel unterworfen: dem individuellen oder kollektiven Wohl. Als Gegenmodell wird die englische – richtiger die schottische – Philosophie des moralischen Gefühls und der Sympathie ins Feld geführt, insbesondere wie sie bei Adam Ferguson zum Ausdruck kommt,

<sup>20</sup> *Helvétius en Allemagne*, S. 92-100.

<sup>21</sup> Johann Heinrich Jacobi, *Werke*, Leipzig 1820. Reprint Darmstadt 1968, Bd. 5, S. 73.

dessen *Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*<sup>22</sup> zitiert wird, aber auch bei Jean-Jacques Rousseau, der Jacobi stark beeinflusst hat. Wir erfahren aber, dass die materialistische Philosophie sich in Frankreich durchgesetzt habe und heute sogar in ganz Europa zahlreiche Anhänger finde. Als Hauptprophet der neuen Lehre wird einmal mehr Helvetius genannt:

„Und nun... stand ein Mann auf, der es frey heraus sagte: Wir schätzten nur die Wollust, hätten nur unsere Sinne, gerade fünf an der Zahl, und kein Herz und keinen Geist: nur Begierden, und kein unmittelbares Gefallen am Menschen, keine Liebe: die Tugend die sich selbst lohne, sey ein Hirngespinnst.

Wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Ganz Europa fiel der neuen Lehre zu. Man wußte ihren Urheber nicht genug zu rühmen, und nicht genug ihm zu danken.

Und in der Tat war es ein Großes, den Geist seiner Zeit zu fassen, wie es Helvetius getan hat; die leeren Schatten vollends zu verjagen; alle bloße Dunstgestalten zu zerstreuen; und aus den einzigen vorhandenen Materialien ein neues System von Tugend und Glückseligkeit aufzuführen, das so schön und bündig war, als es aus dergleichen Materialien nur immer werden konnte.“<sup>23</sup>

Die Philosophie des „Eigennutzes“ („*intérêt personnel*“) und der „Eigenliebe“ („*amour-propre*“) von Helvetius drücke nach dieser polemischen Charakterisierung den Geist der Zeit aus, was ihren Erfolg erkläre. Sie habe alle bestehenden Moralvorstellungen zersetzt, und nur noch die Suche nach dem physischen Genuss bestehen lassen. Der Mensch werde auf seine Begierden beschränkt, die Tugend auf den Nutzen und das Streben nach dem Glück. Sie führe deswegen zu einer totalen Sittenverderbnis und allgemeinen Erschlaffung.

Auf diese Weise wird sie als Symptom behandelt und in eine virulente Kulturkritik integriert. So wirft Friedrich Schiller noch in den neunziger Jahren in dem achten seiner *Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen* die provokative Frage auf, warum die Menschen bei aller theoretischen Aufklärung des Verstandes „noch immer Barbaren“ seien. In dem fünften aber hat er schon auf eine noch bedenklichere Erscheinung hingewiesen, die Pervertierung der Aufklärung. Dort wirft er den „verfeinerten Ständen“ vor, „die Verderbnis durch Maximen“ zu befestigen und der Natur, die man sonst

<sup>22</sup> Leipzig 1768.

<sup>23</sup> Jacobi, Werke (wie Anm. 21), S. 177-178.

verleugnet, durch eine „materialistische Sittenlehre“ „die entscheidende Stimme“ einzuräumen: „Mitten im Schoß der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wie alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft“<sup>24</sup>, schreibt er. Indem Schiller die gesellschaftliche Ethik der Franzosen auf den nackten Egoismus des Individuums beschränkt, deformiert er freilich die wahren Absichten von Helvetius und auch von d’Holbach, macht aber auch auf ein bedenkliches Potential ihres Denkens aufmerksam, seine Radikalisierung bei de Sade etwa. Darüber hinaus spielt selbstverständlich die Diskussion über den Materialismus eine wesentliche Rolle in der so genannten Aufklärungsdebatte über Wesen, Ziel und Grenzen der Aufklärung, die sich in den achtziger Jahren entwickelte.

Die Tatsache, dass die „verderbliche“ und „trostlose“ materialistische Philosophie aus Frankreich kam, verlieh der Diskussion unverkennbar einen nationalkulturellen Aspekt. Dem französischen Materialismus wurde oft der deutsche Idealismus entgegen gehalten. Als Wilhelm von Humboldt noch an der Schwelle zum neuen Jahrhundert in Paris weilte, stellte er fest, dass die Moral des Eigennutzes und der Utilitarismus dort weiterhin die Geister beherrschten. Bei dem Versuch, seine französischen Gesprächspartner von der Überlegenheit der Kantischen oder der Fichteschen Ethik zu überzeugen, scheiterte er denn auch völlig.<sup>25</sup> Einige Jahre später behauptet Germaine de Staël in einem Kapitel von *De l’Allemagne*, das die Überschrift „De la morale de l’intérêt personnel“ trug und auch direkt auf die französische materialistische Philosophie anspielte, nichts sei der deutschen Gesinnung entgegengesetzter als das materialistische System, so dass ihre besten Schriftsteller und Philosophen, Kant, Fichte und Jacobi an der Spitze, es siegreich bekämpft hätten, es finde heute fast keine Anhänger mehr. Ihr abschließendes Urteil über Deutschland lautet demzufolge: „On peut y faire le mal, mais du moins on y laisse intacte la théorie du bien.“<sup>26</sup> Auch Heine verteidigt in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* noch die These, dass die französische Philosophie seiner Zeit in ihrem Wesen sensualistisch und materialistisch sei, während die deutsche idealistisch und spiritualistisch bleibe.

<sup>24</sup> Friedrich Schiller, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Sämtliche Werke*. Hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, 4. Aufl. München 1965, Bd. 5, S. 580-581.

<sup>25</sup> Wilhelm von Humboldt, *Materialien (1797-1798), Tagebuchnotizen von 1799. Gesammelte Schriften*. Berlin 1903-1936, Bd XIV und XV.

<sup>26</sup> Germaine de Staël, *De l’Allemagne*. Chronologie et préface de Simone Balayé. Paris 1968, Bd. 2, S. 209.

Kehren wir zur Literatur des 18. Jahrhunderts zurück. In dem politischen Roman Friedrich Klingers *Geschichte eines Deutschen der neueren Zeit* von 1798 kämpfen Helvetius und Rousseau regelrecht um die Seele des Helden Ernst von Falkenburg. Ernst wurde ursprünglich durch seinen Hofmeister Hatem nach den Prinzipien des *Emile* erzogen, also auf den Weg der Tugend gebracht. Als Hatem sein Amt aufgeben muss, ersetzt ihn ein Schweizer namens Renot, der seinem Zögling die Lektüre von *De l'esprit* empfiehlt. Für Renot ist die Kenntnis dieses Werks für jeden, der sein Glück in der Welt machen will, unerlässlich. Für Klinger aber erhellt ein solches Werk vielmehr die Dekadenz des *Ancien Régime* in Frankreich und erklärt zum Teil den tragischen Verlauf der Französischen Revolution. Er kommentiert:

„Dieses Buch ist durch vielerlei Beziehungen merkwürdig. Der Verfasser stellt uns in demselben ein treues, aufrichtiges Gemälde der Denkart seines Zeitalters, seines ganz in Sinnlichkeit versunkenen Volks dar, und so systematisch geordnet, daß wenn die Zeit es allein dem Vergessen entrisse, es den späten Nachkommen zu einem sichern Leitfaden dienen könnte, die Ursachen der bald darauf erfolgten schrecklichen Ereignisse aufzufinden. Ohne alle Scheu und Rücksicht entschleiert uns dieser Mann in dem dogmatischen Ton der Überzeugung alle Triebe seiner Zeitgenossen, des Eigennutzes, der Selbstigkeit, Sinnlichkeit und aller ihrer zahllosen Gefährten, als wären nur sie die einzigen nothwendigen Gesetze der menschlichen Natur. Kühn zerreißt er das Band, welches uns an eine höhere Welt bindet, und beweist uns, dass wir nur, ausgerüstet mit diesen Trieben und Begierden, in das Leben gestoßen werden, und nur durch sie unsere Bestimmung erfüllen, daß alles Andere Täuschung und erkünstelter Zusatz des Stolzes und einer aufgedunsenen Einbildungskraft sey, das zu weiter nichts diene, als uns zu blenden oder Dornen auf einen Weg zu streuen, den wir so leicht und froh hinwandeln könnten.“<sup>27</sup>

Das Buch wird zum Symptom einer tiefen Krise der Werte stilisiert, die zu der politischen Umwälzung der Revolution geführt habe, wo erst recht dem nackten Egoismus der Individuen freier Lauf gegeben wurde. Der Ausbruch der Gewalt wird polemisch als notwendige Folge der Zersetzung der Moral und des metaphysisch-religiösen Weltbilds dargestellt. Doch erweist sich Ernst als standhaft und bleibt anders als sein Jugendgefährte Ferdinand der Tugend treu trotz aller politischen und persönlichen Enttäuschungen. Dem vermeintlichen

<sup>27</sup> Friedrich Maximilian Klinger, *Sämmtliche Werke in zwölf Bänden*. Stuttgart und Tübingen 1842, Bd. II, S. 109-110.

Nihilismus von Helvetius hält er den glühenden moralischen Idealismus Rousseaus entgegen. So wird ein französischer Philosoph gegen einen anderen französischen Philosophen ausgespielt.

Ein drittes, aber besonders beeindruckendes Beispiel von einer literarischen Auseinandersetzung mit der radikalen französischen Philosophie bietet das Jugendwerk Friedrich Schillers. Man weiß, dass Schiller durch den Unterricht seines Lieblingslehrers Friedrich Abel frühzeitig mit der sensualistischen Philosophie in Berührung kam und diese ihn tief beunruhigte. So berichtet der fragmentarisch gebliebene Briefroman *Philosophische Briefe* über die geistige Krise, in die der junge Idealist Julius durch seine Berührung mit dem Materialismus gerät: „Ich forsche nach den Gesetzen der Geister – schwinde mich zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, dass sie wirklich vorhanden sind, ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung ein.“<sup>28</sup> Da aber der Materialismus Julius von seinem Freund Raphaël nur „inokuliert“ wurde, damit er gegen seine Gefahren in der Zukunft geschützt sei, ist auf einen glücklichen Ausgang aus der Krise zu rechnen.

Der Prinz im unvollendeten Roman *Der Geisterseher* hat weniger Glück als Julius. Er scheitert kläglich und wird sittlich und geistig zugrunde gerichtet. Er wirft sich in die Arme der Jesuiten, verzichtet auf den freien Gebrauch seiner Vernunft und wird gleichzeitig zum Mörder seines Verwandten, um den Thron zu besteigen. Die menschliche Katastrophe ist das Ergebnis einer Manipulation, einer teuflisch ausgeklügelten Intrige. Der Armenier – so heißt der geheime Drahtzieher – verdirbt den Prinzen durch den Geist, indem er aus ihm einen Freidenker macht, der aber dadurch nicht im geringsten zur wahren Autonomie, zur echten Mündigkeit gelangt, sondern nur eine Abhängigkeit gegen eine andere vertauscht. Der Prinz verfällt zuerst der Zweifelsucht, was „das ganze Gebäude seines religiösen Glaubens ins Wanken“ bringt. Aus dem religiösen „glaubensreichen Schwärmer“ wird so ein „ausgemachter Freigeist“. Sein Verstand ist nicht ausgebildet genug, um die Sophismen und die „feinen Trugschlüsse“ der „verdammlichen Philosophie“ zu durchschauen, mit der man ihn absichtlich bekannt macht. Das „schreckliche Korrosiv“ hat bald „beinahe alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte“.<sup>29</sup>

Auch bei Franz Moor hat der Geist das Herz verdorben. Schiller definiert nämlich diese negative Gestalt der *Räuber* als „ein(en) rasonnierende(n) Bösewicht“, einen „metaphysisch-spitzfündige(n) Schurke(n)“. Seine Verbrechen seien „das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums“. Das „System des Lasters“, das er entwickelt, beruht auf der

<sup>28</sup> Friedrich Schiller, *Philosophische Briefe. Sämtliche Werke*, Bd. 5, S. 344.

<sup>29</sup> *Ebda.*, S. 109.

Zersetzung der tradierten Werte nach der Methode des französischen Materialismus. So verscheuchen die Diskurse von Franz als Phantome und Illusionen die Gebote und Verbote der Moral und lassen nur noch den nackten persönlichen Egoismus bestehen. Er radikalisiert auf diese Weise die Philosophie der Eigenliebe und des Eigennutzes, die Helvetius so geistreich dargelegt hatte. Diese Radikalisierung ist aber gleichzeitig schon wieder eine Verfälschung, da Helvetius das Eigeninteresse und das Allgemeinwohl miteinander verbinden wollte, was Franz nicht im geringsten interessiert. Auf diese Weise macht Schiller aber auf eine mögliche Dialektik der Aufklärung aufmerksam, die aus dem Ideal der Autonomie die Realität der Unterdrückung hervorgehen lässt oder zum Nihilismus führt, wie ihn Panayotis Kondylis am Beispiel von La Mettrie und de Sade definiert hat.<sup>30</sup> Franz ist auch taub für die Stimme des Blutes, die „natürlichen“ Gefühle der Bruder- und Vaterliebe, die seinen Projekten im Weg stehen. Als perverser philosophischer Arzt benutzt er seine Kenntnis des Zusammenhangs zwischen Körper und Geist, um die „schwache Maschine“ des Körpers seines Vaters durch die Verzweiflung zu zerstören. So hat er den perfekten Mord erfunden: „Des Zergliederers Messer findet ja keine Spuren von Wunde und korrosivem Gift“,<sup>31</sup> triumphiert er. Als er das Regierungsgeschäft übernimmt, entwickelt er sich logischerweise zu einem furchtbaren Despoten. Die Despotie ist ja die unvermeidliche Folge der Verabsolutierung des Eigennutzes und der monströs gewordenen Selbstliebe.

Franz verneint endlich die Unsterblichkeit der Seele und betrachtet den Gedanken eines göttlichen Strafgerichts als ein Ammenmärchen, das man in unserer Kindheit „in unser weiches Gehirnmark“ gedrückt hat – was weiterhin gut sensualistisch gedacht ist. Die Materie allein sei ewig und die Existenz des Einzelnen nur eine vorübergehende Erscheinung, deren Verschwinden ohne Bedeutung sei. Wie Sie wissen, ist Franz allerdings unfähig, diese Position bis zum Ende zu behaupten, da der Pastor Moser gegen ihn die psychoterroristische Methode einsetzt, die er bisher selbst so meisterhaft gegen seine Opfer benutzt hat. Er beschwört die Hölle und alle ihre Schrecknisse, destabilisiert und erschreckt den Atheisten so sehr, dass dieser sich in einem Anfall von Wahnsinn selbst umbringt.

Ist der französische Materialismus also zu einer Philosophie des Verbrechens geworden, die jede Untat zu rechtfertigen vermag? Was bedeutet diese Kriminalisierung einer Denkart, die doch bis in die Antike zurückreicht? Wie kam man vom noch halbwegs gutmütigen Hippas zum Mörder Moor? Es

<sup>30</sup> Panayotis Kondylis, *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Hamburg 2002.

<sup>31</sup> Friedrich Schiller, *Die Räuber. Sämtliche Werke*, Bd. 1, S. 523.

wäre falsch, glaube ich, daraus den Schluss zu ziehen, dass sich die Opposition der Spätaufklärung und des *Sturm und Drang* zur französischen Philosophie allgemein verschärft hat. Bei Schiller wie bei anderen Autoren der Zeit kann die Kriminalisierung vor allem als eine Abwehrreaktion betrachtet werden gegen Gedanken, die man sich vom Leibe halten möchte, aber die einen um so tiefer beschäftigen und beunruhigen als man noch über keine völlig überzeugende Gegenposition verfügt. Für Schiller lieferte bekanntlich erst die Moralphilosophie Kants eine befriedigende Antwort auf die vom Materialismus aufgeworfenen Fragen. Man wehrte sich also um so heftiger gegen den Materialismus als er die Geister beschäftigte und faszinierte. Friedrich Nietzsche hat später diesen Tatbestand auf seine Weise zusammengefasst:

„Was ist die ganze deutsche Moralphilosophie, von Kant angerechnet, mit allen ihren französischen, englischen und italienischen Ausläufern und Nebenzüglern? Ein halbtheologisches Attentat gegen Helvetius, ein Abweichen der lange und mühsam erkämpften Einblicke oder Fingerzeige des rechten Weges, welche er zuletzt gut ausgesprochen und zusammengebracht hat. Bis auf den heutigen Tag ist Helvetius in Deutschland der bestbeschimpfte aller guten Moralisten und guten Menschen.“<sup>32</sup>

Und noch polemischer: „Rückschritte gegen das vorige Jahrhundert in Ethik. Helvetius. Von da abwärts Rousseau Kant Schopenhauer Hegel.“<sup>33</sup>

Das Verhältnis scheint mir viel komplexer zu sein, als es die schroffe Ablehnung eines Schiller etwa glauben macht. Es ist einerseits unbestreitbar, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts die deutschen Autoren den französischen „Philosophes“ gegenüber eine kritischere Haltung einnehmen als früher. Aber in anderen Bereichen verhält es sich nicht anders. Das erstarkte Selbstbewusstsein der deutschen Intellektuellen dem Ausland gegenüber erlaubte ihnen, nunmehr nicht mehr alles, was aus dem Nachbarland kam, zu bewundern und kritiklos zu übernehmen. So ist es bezeichnend, dass das zweite, posthum erschienene Hauptwerk von Helvetius, *De l’homme* (1773) weit weniger günstig als das erste aufgenommen wurde. Man fand es gelegentlich sogar seicht und langweilig. Ein Johann Gottfried Herder spricht fast immer mit fühlbarer Ironie von seinen französischen Zeitgenossen, so wenn er von einem „flüchtigsten Raisonement ... à la Voltaire“<sup>34</sup> spricht und Helvetius

<sup>32</sup> Friedrich Nietzsche, *Menschliches, allzu Menschliches. Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli undazzino Montinari. München <sup>2</sup>1988, Bd. 2, S. 652.

<sup>33</sup> *Nachgelassene Fragmente 1882-1884*, ebenda, Bd. 10, S. 269.

<sup>34</sup> Johann Gottfried Herder, *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Werke in zehn Bänden*, Bd. 4, S. 13.

von ihm als der „französische Sophist“ titliert wird. Auch die Radikalisierung der ideologischen und politischen Stellungnahmen der französischen „Lumières“ wurde oft mit spürbarer Distanz rezipiert.

Man nimmt vor allem Anstoß an dem Menschenbild der Materialisten. Es scheint der Erziehung und der Gesetzgebung, d. h. den äußeren Umständen, eine viel zu große Rolle beizumessen und dagegen die individuelle Eigenart zu verkennen. Kurz, die natürlichen Anlagen zu verleugnen und das durch die Umwelt Erworbene einseitig zu betonen. So gibt Lavater sein Befremden kund:

„Es gehört zu Helvetius unverzeihlichen Sünden wider die Vernunft und die Erfahrung, die Erziehung zum einzigen Mittel der allgemeinsten Bildung und Umbildung angegeben zu haben. Revoltanteres hat vielleicht dieß Jahrhundert kein philosophischer Kopf der Welt aufgedrungen. – Wer kanns läugnen, daß gewisse Köpfe, gewisse Bildungen, Talente, Wirksamkeiten, von Natur fähig, von Natur unfähig sind?“<sup>35</sup>

Dass Helvetius das Erwachen des Genies von äußeren Umständen und sogar vom Zufall abhängig machte, musste Herder als eine Provokation erscheinen, auf die er dann in seinem wichtigsten anthropologischen Essay *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* heftig reagierte. Nach Herder versuche Helvetius zu beweisen, „dass es eigentlich *kein Genie* (angeborene Naturart) gebe, sondern dass wir alle als gleiche Plattköpfe auf der Welt erscheinen. Alles komme darauf an, wie wir *dressiert* werden, und welchen Fraß wir, Genie zu *werden*, erwischen“.<sup>36</sup>

Doch es finden sich positivere Bezüge sogar bei den *Stürmern und Drängern*, bei denen ein anti-französischer Affekt unverkennbar ist. Man weiß beispielsweise, dass der Gedanke der Energie in der Sprach- und Dichtungstheorie und der der Kraft in der Ethik ihnen und den französischen „secondes Lumières“ gemeinsam ist.<sup>37</sup> Auch eine positive Auffassung der Leidenschaften verbindet sie mit Diderot, Helvétius und d’Holbach, die alle davon überzeugt sind, dass nichts Großes ohne Leidenschaft verwirklicht werden könne. Die Stürmer und Dränger werden ihrerseits bekanntlich nie müde, die starken Leidenschaften und die starken Persönlichkeiten zu preisen. Nur

<sup>35</sup> Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. Stuttgart 1984, S. 63.

<sup>36</sup> *Werke in zehn Bänden*. Frankfurt a/M. 1985-2000, Bd. 2, S. 711.

<sup>37</sup> Verf., „Herder, Goethe und die ästhetische Diskussion um 1770. Zu den Begriffen „*énergie*“ und „*Kraft*“ in der französischen und deutschen Poetik, in: *Goethe-Jahrbuch* 112 (1995), S. 83-96.

versucht man in Deutschland oft, wie Herder es tut, Größe, Genie und Tugend in Einklang zu bringen, um die Klippe der amoralischen Größe zu umschiffen. Der skandalöse Wilhelm Heinse bildet hier freilich eine Ausnahme, und auch Schiller kann sich nicht immer der Faszination der amoralischen Größe entziehen.

Abschließend möchte ich noch kurz auf einen lange in Vergessenheit geratenen Autor der Spätaufklärung eingehen, den man heute aber wiederentdeckt: Johann Carl Wezel, bei dem die Rezeption der radikalen französischen Philosophie besonders spürbar ist. Wezel ist, wie Schiller, zugleich Anthropologe und Dichter. Er hat ein anthropologisches Werk, den *Versuch über den Menschen* (1784–1785) und einige lesenswerte Romane verfasst. Der bekannteste, *Belphegor* (1776), ist so etwas wie ein radikalierter *Candide*. Drei Freunde reisen durch die Welt, wo sie nur Gewalt, Unterdrückung und Ungerechtigkeit entdecken. Das Verhalten des Menschen wird allein durch zwei Triebe geleitet, den Neid und die Herrschsucht, die „beiden Kinder der Eigenliebe“, so Wezel in der Vorrede. Die raubtierartige „menschliche Maschine“ versucht stets sich auf Kosten der anderen durchzusetzen: „Jedes Geschöpf ist sich selbst die ganze Welt, ohne andere Rücksicht kämpft jeder für sich und seinen Wohlstand“. <sup>38</sup> Der Krieg aller gegen alle ist die unvermeidliche Folge dieser anthropologischen Realität. *Belphegor* ist ein glühender Idealist und unglücklicher Weltverbesserer, der fromme Medardus glaubt an die Vorsehung und der Materialist Fromal an die Notwendigkeit. Aber die drei Meinungen sind im Grund relativ, nur Ausdruck des besonderen Temperaments eines jeden und können keinen Anspruch auf absolute Wahrheit erheben.

*Belphegor* ist ein „conte philosophique“, das eine eindeutig groteske und absurde Welt beschreibt und den Leser durch offensichtliche Übertreibungen und Karikaturen zu beunruhigen und zu provozieren sucht, während die anderen Romane Wezels ein viel differenziertes Bild der Wirklichkeit bieten. Der Einfluss von Helvetius scheint aber in allen gleich stark gewirkt zu haben. So zeigt sein Erstling *Tobias Knaut* (1773), ein Anti-Bildungsroman, wie eine verfehlte erste Erziehung tiefe Eindrücke hinterlässt. Ungünstige Familienverhältnisse verbilden einen jungen Menschen und machen aus ihm eine unempfindliche und einfältige menschliche „Maschine“. Im Laufe seiner Abenteuer entdeckt Tobias übrigens das Gut des Weisen Eupator, in dem die Triebfeder des auf der Eigenliebe beruhenden Ehrgeizes systematisch und zum größten Vorteil des Gutsbesitzers gefördert wird. Die gesellschaftliche Utopie

<sup>38</sup> Johann Carl Wezel, *Belphegor oder die Wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne*. Frankfurt a/M. 1965, S. 100.

ist ironisch gebrochen. Der „komische Roman“ *Herrmann und Ulrike* (1780) demonstriert dagegen, wie der persönliche Ehrgeiz in den Dienst des allgemeinen Wohls gestellt werden kann. Der aus den ärmsten Verhältnissen stammende Herrmann steigt zum aufgeklärten Minister eines Duodezfürsten auf und heiratet die Baronesse Ulrike. Sein Lebenslauf verdeutlicht einmal mehr die Bedeutung der Erziehung, denn sein erster Lehrer Schwinger hat seinem Ehrgeiz die gehörige Richtung zu geben gewusst. Dies zeigt, dass Wezel die Philosophie von Helvetius richtiger als die meisten Zeitgenossen verstanden hatte.

Helvetius war ohne Zweifel ein Philosoph für Schriftsteller. Kaum ein deutscher Autor der Aufklärungszeit hat sein Werk völlig ignoriert. Er wurde viel gelesen, „bewundert viel und viel gescholten“. Sein Beispiel hat unbestreitbar in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts zur Bildung der deutschen Literatursprache beigetragen. Auch sein Menschenbild hat den deutschen Roman beeinflusst. Doch nahm man oft Anstoß an seiner Ethik sowie an seiner absoluten Missachtung der angeborenen Anlagen und seinem übertriebenen Vertrauen in die Rolle der Erziehung. Seine Prinzipien wurden deswegen in der Literatur oft polemisch thematisiert und kulturkritisch interpretiert. Der Widerstand nahm eher zu im Laufe der Zeit. Jedoch vertreten gleichzeitig manche Autoren der Spätaufklärung Positionen, die den seinigen nahestehen. Paradoxerweise war sein Einfluss nie spürbarer als zu der Zeit, als er am erbittertesten bekämpft wurde. Die politische und gesellschaftstheoretische Dimension seines Werkes wurde dagegen meist verkannt, wenn man von den Illuminaten absieht, die ihn als einen ihrer geistigen Ahnherren betrachteten. Dies galt auch später für die französischen „Idéologues“ wie für die englischen Utilitaristen.

Aber dies gehört zu einem anderen Kapitel.

Gonthier-Louis Fink

## Dankesrede

Sehr geehrter Herr Präsident,

haben Sie vielen Dank für die freundlichen Begrüßungsworte, womit Sie mich als Mitglied in den Kreis der Kollegen einer Universität aufnehmen, die sich durch ihre exzellenten deutsch-französischen Beziehungen auszeichnet.

Madame la Vice-Présidente,

je vous prie de bien vouloir transmettre à Monsieur le Président de l'Université mes vifs remerciements pour les paroles de bienvenue par lesquelles il m'a accueilli au sein de l'Université de Saarbrücken, bien connue pour son esprit d'ouverture et l'intérêt qu'elle porte aux relations franco-allemandes.

Sehr geehrter Herr Dekan,

auch Ihnen danke ich für Ihre liebevolle Begrüßung, die Sie zu einer schönen Laudatio ausweiteten. Aber Sie haben dabei der dem Bürger der République des Lettres geziemenden Bescheidenheit hart zugesetzt. Zugleich haben Sie meine langjährige Verbundenheit mit manchen Kollegen Ihrer Fakultät betont, was für mich zugleich ein Ansporn sein wird, weiterhin diese Beziehungen zu pflegen und womöglich zu vertiefen.

Lieber Herr Sauder,

haben Sie vielen Dank für Ihre gründliche Laudatio, die Ihnen einige Arbeit abgefordert hat. Indem Sie von einem Fragment her meine Arbeiten überblickten, haben Sie die diesen zugrunde liegenden Tendenzen treffend herausgestellt und dabei auch dem Einfluss, den die Zeitgeschichte auf mich und so auf

meine Forschungen ausübte, bestens Rechnung getragen. Manches haben Sie dabei vielleicht besser gesehen als der Autor selbst, der nur hoffen kann, auf dem bezeichneten Weg weiterzugehen, um dem von ihm gezeichneten Bild in der Folge noch besser zu entsprechen.

Chers Amis,  
meine Damen und Herren,

ich bin glücklich, dass ich durch die heutige Ehrung ein virtuelles Mitglied der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes geworden bin, in der ich seit mehreren Jahren manche mir befreundete Kollegen gefunden habe, mit denen die Zusammenarbeit mir stets bedeutende Anregungen gab. Ich denke hier besonders an die Germanisten André Banuls, Gerhard Sauder und Karl Richter, der dank seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft und der Hilfe einiger Kollegen die Münchner Goethe-Ausgabe ziemlich rasch zu Ende führen konnte. Ich denke an die Komparatisten Armand Nivelle und Manfred Schmeling sowie an den Romanisten Jochen Schlobach, den bedeutenden Dixhuitièmisten, der leider früh verstarb, was nicht nur für Ihre Universität und die internationale Romanistik, sondern auch für mich ein großer Verlust war. Die andern Genannten sind jetzt emeritiert wie ich selbst, aber die Diskussion mit ihnen ist damit nicht abgebrochen.

Die heutige Veranstaltung zeigt mir zugleich, wie bedeutend sich die deutsch-französischen Beziehungen zwischen unseren Universitäten, namentlich seit 1970, entwickelt haben. Und doch ist dies nur ein Beginn, wie uns die derzeitigen Reformpläne zeigen, die zwangsweise, sowohl in Deutschland wie in Frankreich, auch auf Widerstand stoßen und sicher noch der Verbesserung bedürfen. Aber sie sind notwendig, wenn wir wollen, dass die europäischen Universitäten überall nicht nur für die Dozenten, sondern auch für die Studenten zu einer wahren „alma mater“ werden, was zugleich bedeutend zur Erweiterung des nationalen Horizonts der akademischen Jugend und zur Bildung eines europäischen Kulturbewusstseins beitragen kann.

Erlauben Sie mir, diese Entwicklung durch einen kurzen Rückblick auf die Zeit kurz nach dem letzten Krieg in ihrer positiven Bedeutung zu erfassen, zumal die Studenten von heute sich wohl kaum vorstellen können, dass die Beziehungen gestern nicht so waren wie heute, wo sie europaweit von allen Universitäten gerne aufgenommen werden. Internationaler Austausch, ja Konkurrenz zwischen den europäischen Universitäten ist nötig, was aber zuweilen vergessen wurde: Nicht ganz zu Unrecht hat man dem Lycée und der französischen Universität der Nachkriegszeit, wie schon im 19. Jahrhundert,

den Vorwurf gemacht, sie bilde die gesamte akademische Jugend noch nach den Maximen von Boileaus „Art poétique“ (1674), der klassizistischen Rhetorik und dem Prinzip der „Clarté“ aus, die auch die Kriterien für die Bewertung der Prüfungen und für eine Dissertation abgeben und so die individuelle Kreativität verkümmern ließe, so dass die damaligen französischen Intellektuellen alle nach dem gleichen Schema geprägt wären. In der Tat war bis zu Beginn der 60er Jahre die französische Klassik noch Teil der französischen Identität, während in Deutschland wohl Goethe als fernes Vorbild aber schon lange nicht mehr prägend war. Und nie war die Weimarer Klassik Teil der nationalen Identität. Eine große Rolle in der Ausbildung spielten auch die Lesebücher der Lycées. Für Deutsch war nach dem Krieg noch Maurice Bouchez: „Wer will, der kann“ führend – fast möchte man meinen, Obama habe mit seinem „Yes, we can“ an unser altes Lesebuch erinnern wollen. Im Gegensatz zu den damaligen deutschen Lesebüchern war die damalige Anordnung der Texte nicht thematisch, sondern chronologisch, womit dem Gymnasiasten ein Rahmen gegeben wurde, der ihm in Zusammenhang mit dem Lesebuch für die „Civilisation“ erlauben konnte, Autoren und Texte in ihre historische Umwelt einzuordnen. Dies galt für alle Literaturen, die französische und die fremdsprachlichen, wie überhaupt in Frankreich seit François Guizots Wirken als „Ministre de l’Instruction publique“ (1833) die historische Ausrichtung, ja, das historische Bewusstsein viel ausgeprägter war, als in Deutschland. Und es war auch politischer als das der Deutschen, wobei sich nach dem Krieg in der jüngeren Generation jedoch ein deutlicher Linkstrend abzeichnete. Der Strukturalismus, der zwar zu einer notwendigen Distanzierung gegenüber den früheren Kriterien, aber auch zu einer Aufweichung der sprachlichen Disziplin und dem Verlust des historischen Bewusstseins führte, brachte einen wahren Paradigmenwechsel mit sich, dem zufolge die historische und die rhetorische Ausrichtung der französischen Elite antikiert erschien.

Nach den drei deutsch-französischen Kriegen von 1870–71, 1914–18 und 1939–45 war zunächst jeder Austausch mit Deutschland unmöglich geworden, da in Frankreich die Einstellung Deutschland und den Deutschen gegenüber grundsätzlich distanziert, wenn nicht negativ war. In dieser Atmosphäre, die mit nationalen Stereotypen schwanger war, war die Veröffentlichung von Robert Minders „Alleagnes et Allemands“ im Jahr 1948 von größter Bedeutung, allein schon durch den Plural: Les „Alleagnes“ (dies ist schwer zu übersetzen, eben nicht „durch die deutschen Länder“, eher „das vielfache, partikularistische Deutschland“). Mit diesem Werk stellte Robert Minder dem starren, negativen, monolithischen Deutschlandbild ein pluralistisches gegenüber, indem er, angeregt durch Jules Michelets „Tableau de la France“ und auch

durch die kritische Auseinandersetzung mit Josef Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (1912–28), in einer originellen Synthese die kulturelle Vielfalt der deutschen Länder und Menschen bis 1919 verfolgte. Damals trug Minder maßgeblich dazu bei, dass über dem totalitären NS-Staat das andere, das eigentliche Deutschland nicht vergessen wurde, was sich dann auch positiv auf die französische Deutschland-Politik während der französischen Besatzung in Deutschland auswirkte.

Wie die Universität Mainz verdankt auch die Universität des Saarlandes ihre Gründung der damals gut beratenen französischen Regierung und ihrem Vertreter in Baden-Baden, General Pierre Koenig, und seiner Kulturabteilung, der auch der deutsche Emigrant Alfred Döblin und der Germanist Louis Sauzin, Ordinarius der Universität Rennes, angehörten.

Indem ich so einen Blick auf die Frühgeschichte Ihrer Universität werfe, möchte ich insbesondere zweier meiner Lehrer der Universität Nancy gedenken, die auch mit ihrer Universität verbunden waren: Einerseits Marcel Cressot, Ordinarius für die Geschichte der französischen Sprache und Rhetorik, Vertreter der klassizistischen Tradition, andererseits der eben erwähnte Germanist Robert Minder, der schon aufgrund seines Temperaments und seiner elsässischen Herkunft, trotz seiner Studienjahre in der École Normale Supérieure, einer der wenigen französischen Ordinarien der Faculté des Lettres von Nancy war, der nicht durch das klassizistische Prinzip geprägt worden war. Ich muss jedoch bekennen, dass mich dies als Schüler Marcel Cressots anfangs befremdete. Nachdem ich 1949 in Nancy einen öffentlichen Vortrag von Robert Minder gehört habe, sagte ich zu einem Freund, „C'est trop germanique pour moi“. Und ich besuchte daraufhin auch nicht seine Vorlesungen über die deutsche Literatur. Von Pierre Donzelot, dem damaligen Directeur général de l'enseignement supérieur au Ministère de l'Éducation nationale und Präsidenten des Verwaltungsrates Ihrer Universität, erhielt Prof. Minder das Angebot, das Rektorat der neuen Saarbrücker Universität zu übernehmen. Zum Glück für Ihre Universität nahm er diese Berufung nicht an, denn er kannte sich gut genug, um zu wissen, dass Verwaltung nicht seine Sache war, anders als später Prof. Joseph François Angelloz, der als Germanist die deutsch-französischen Verhältnisse ebenfalls gut kannte und stolz war, der Universität als Rektor vorstehen zu können, bevor er als Recteur die Académie de Strasbourg leitete.

Da in der Saarbrücker Universität zu Beginn nur wenige Lehrstühle von Ordinarien besetzt werden konnten, übernahmen die Professoren von Nancy die Aufgabe, gleichzeitig Vorlesungen in Saarbrücken zu halten. So betreute Marcel Cressot zugleich den romanistischen Lehrstuhl in Saarbrücken. Als mein erster Doktorvater, der mir auftrug, den Stil in „Aucassin et Nicolette“ zu

untersuchen, lud er mich 1951 ein, ihm nach Saarbrücken als Assistent für Altfranzösisch zu folgen. Nach einer längeren Unterredung mit Prof. Minder, in der ich seine Vorurteilslosigkeit bewunderte und mir dabei bewusst wurde, wie sehr hingegen meine Sicht durch Vorurteile geprägt war, schloss ich mich ihm an, arbeitete jedoch weiterhin an meiner kleinen „Thèse“ über „Aucassin et Nicolette“, ohne sie in der Folge jedoch zu Ende zu führen. Als Prof. Minder dann 1950 einen Ruf an die Sorbonne erhielt und mir 1951 in Paris eine Stelle verschaffte, entschied ich mich, vor die Wahl gestellt, für Paris und damit für die Germanistik, ohne jedoch in der Folge die französische Literatur und Geschichte zu vernachlässigen.

Mehrere Gespräche mit Prof. Minder zwischen 1950 und 1952 erlaubten mir, die Idee des gegenseitigen historischen Austauschs und der oft damit verbundenen Umdeutung zu vertiefen, denn er hatte sich zur Aufgabe gemacht, die Literatur und die Mentalität der deutschen Länder den Franzosen, und umgekehrt, die französische Literatur und den französischen Esprit den Deutschen, zu vermitteln, wovon in den folgenden Jahren auch manche seiner deutschen Vorträge und Essays zeugten, die in Deutschland damals ein großes Echo gefunden haben.

Mit anderen Worten, der französische Germanist sollte bestrebt sein, Janus mit dem doppelten Blick ähnlich zu werden. Dies galt auch für den deutschen Romanisten, wovon Ernst Robert Curtius damals die besten Beispiele lieferte. Damit war auch mir meine Aufgabe vorgezeichnet. Dass die Kenntnis der beiden Literaturen und die europäische Ideengeschichte unerlässlich sind, um die Werke in ihrer historischen Bedeutung zu verstehen, bestätigten auch Gerhard Sauder und Jochen Schlobach in ihrem Sammelband des deutsch-französischen Kolloquiums „Aufklärungen“ (1986). Und in seinem Vortrag über „Französische Philosophie und deutsche Literatur im 18. Jahrhundert“ hat uns soeben Prof. Roland Krebs ein sehr gutes Beispiel davon vorgeführt.

Cher Roland,

je vous en remercie d'autant plus chaleureusement que vous n'auriez pas pu choisir pour votre conférence un sujet qui me fasse plus plaisir que celui-ci.

Das Bewusstsein, dass beide Literaturen oft so eng miteinander verbunden sind und eine isolierte Betrachtung zu Verkürzungen, wenn nicht zu Fehlurteilen führt, blieb auch für mich eine Leitidee. Wer kann die Umdeutung von Hartmann von Aues „Erec“ (1192) und „Iwein“ (1202) beurteilen, wenn er sie nicht mit Chrétien de Troyes „Erec et Enide“ (1160) und „Yvain ou Le chevalier au lion“ (1170) vergleicht? Für den doppelten literarischen Transfer

ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Erlauben Sie mir wenigstens noch auf das allen bekannte Grimmsche Märchen „Dornröschen“ (1812) zu verweisen, das die Brüder Grimm bei genauer Kenntnis von Perraults höfisch-präzise Feenmärchen „La Belle au bois dormant“ (1697) in eine Atmosphäre bürgerlicher Innigkeit übertrugen, was dann unter Verschweigen der historischen Komponente als der Stil des deutschen Volksmärchens gedeutet wurde. Dies ist aber eine Wahrheit, die in Deutschland gerne als Sakrileg am deutschen Volksmärchen verstanden wird.

Wenn ich mich unlängst, nach über 60 Jahren des Studiums und der Lehre in verschiedenen französischen Lycées und Universitäten, in Güdingen an der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich niederließ, so einerseits, weil ich durch Ihre Universitätsbibliothek besser als in Straßburg die Neuerscheinungen des deutschen Buchmarktes verfolgen und den schnellen internationalen Leihverkehr benutzen kann, andererseits weil, trotz der französischen Besatzungszeit, die damals Spötter veranlasste, das O.E. der Autokennzeichen als „occupation éternelle“ zu interpretieren, das Saarland eines der frankophilsten deutschen Länder, ja das deutsche Land ist, das Frankreich vorurteilslos betrachtet und auf fast allen möglichen Gebieten direkte Beziehungen zu Frankreich unterhält. Davon zeugt auch Ihre Universität durch verschiedene Institute bzw. Institutionen, die ihr angeschlossen sind. Darüber hinaus pflegt Ihre Universität schon seit vielen Jahren einen intensiven Austausch mit französischen Universitäten, in erster Linie mit der Universität Metz, deren Dozenten und Studenten auch Ihre Universitätsbibliothek benutzen können, was um so erfreulicher ist als die junge Universität Metz nicht immer so gut bestückt ist wie nötig.

Auch für dieses deutsch-französische Engagement möchte ich Ihnen, Herr Präsident und Herr Dekan, als den Vertretern der Universität des Saarlandes, in meinem eigenen Namen, und ich glaube sagen zu dürfen, auch im Namen der französischen Germanisten herzlich danken.

## Bibliographische Hinweise zu Gonthier-Louis Finks Publikationen

Seine Ehefrau Antoinette Fink-Langlois hat zwei Schriftenverzeichnisse in den beiden ihrem Mann gewidmeten Festschriften publiziert:

Adrien Fink / Gertrud Gréciano (Hrsg.): Germanistik aus interkultureller Perspektive – en hommage à Gonthier-Louis Fink (Collection Recherches germaniques Band 1), Strasbourg 1988, S. 317-323.

Raymond Heitz / Christine Maillard (Hrsg.): Neue Einblicke in Goethes Erzählwerk – Genese und Entwicklung einer literarischen und kulturellen Identität – zu Ehren von Gonthier-Louis Fink. Nouveaux regards sur l'Œuvre narrative de Goethe (Beihefte zum Euphorion 56), Heidelberg 2010, S. 243-251.

## Bisher veröffentlichte Universitätsreden

- 1 *Joseph Gantner*, Leonardo da Vinci (1953)

## Neue Serie

- 13 *Johann Paul Bauer*, Universität und Gesellschaft (1981)  
*Ernst E. Boesch*, Von der Handlungstheorie zur Kulturpsychologie – Abschiedsvorlesung von der Philosophischen Fakultät (1983)
- 14 *Hermann Josef Haas*, Medizin – eine naturwissenschaftliche Disziplin? (1983)
- 15 *Werner Nachtigall*, Biologische Grundlagenforschung (1983)
- 16 *Kuno Lorenz*, Philosophie – eine Wissenschaft? (1985)
- 17 *Wilfried Fiedler*, Die Verrechtlichung als Weg oder Irrweg der Europäischen Integration (1986)
- 18 *Ernest Zahn*, Die Niederländer, die Deutschen – ihre Geschichte und ihre politische Kultur (1986)
- 19 *Axel Buchter*, Perspektiven der Arbeitsmedizin zwischen Klinik, Technik und Umwelt (1986)
- 20 Reden anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrensensors an Herrn Ernst Haaf und Herrn Dr. Wolfgang Kühborth (1987)
- 21 *Pierre Deyon*, Le bilinguisme en Alsace (1987)
- 22 *Jacques Mallet*, Vers une Communauté Européenne de la Technologie  
*Rainer Hudemann*, Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? (1987)
- 23 *Andrea Romano*, Der lange Weg Italiens in die Demokratie und den Fortschritt  
*Rainer Hudemann*, Von der Resistenza zur Rekonstruktion  
*Helene Harth*, Deutsch-italienische Literaturbeziehungen (1987)
- 24 *Alfred Herrhausen*, Macht der Banken (1987)
- 25 *Gerhard Schmidt-Henkel*, „Die Wirkliche Welt ist in Wahrheit nur die Karikatur unserer großen Romane“ – über die Realität literarischer Fiktion und die Fiktionalität unserer Realitätswahrnehmungen (1995)
- 26 *Heike Jung*, Johann Paul Bauer, Problemkreis AIDS – seine juristischen Dimensionen (1988)
- 27 *Horst Albach*, Praxisorientierte Unternehmenstheorie und theoriegeleitete Unternehmenspraxis (1987)
- 28 Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño (1988)
- 29 Jubiläumssymposium zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Martin Schrenk und zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Klinische Psychotherapie (1988)
- 30 *Hermann Krings*, Universität im Wandel: „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ (Heraklit) (1988)
- 31 *Wolfgang J. Mommsen*, Max Weber und die moderne Geschichtswissenschaft (1989)
- 32 *Günter Hotz*, Algorithmen, Sprachen und Komplexität (1990)

- 33 *Michael Veith*, Chemische Fragestellungen: Metallatome als Bausteine von Molekülen (1992)
- 34 *Torsten Stein*, Was wird aus Europa? (1992)
- 35 *Jörg K. Hoensch*, Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg: Die historischen Wurzeln des neuen Nationalismus in Osteuropa (1993)
- 36 *Christa Sauer/Johann Marte/Pierre Béhar*, Österreich, Deutschland und Europa (1994)
- 37 Reden aus Anlass der Verabschiedung von Altpäsident Richard Johannes Meiser (1994)
- 38 *Karl Ferdinand Werner*, Marc Bloch und die Anfänge einer europäischen Geschichtsforschung (1995)
- 39 Hartmann Schedels Weltchronik, Eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek Saarbrücken (1995)
- 40 *Hans F. Zacher*, Zur forschungspolitischen Situation am Ende des Jahres 1994 (1995)
- 41 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Fred Oberhauser (1997)
- 42 *Klaus Martin Girardet*, Warum noch 'Geschichte' am Ende des 20. Jahrhunderts? Antworten aus althistorischer Perspektive (1998)
- 43 *Klaus Flink*, Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spätmittelalterlichen Alltag rheinischer Städte (1998)
- 44 Ehrenpromotion, Doktor der Naturwissenschaften, von Henri Bouas-Laurent (1999)
- 45 *Rosmarie Beier*, Menschenbilder. Körperbilder. Prometheus. Ausstellungen im kulturwissenschaftlichen Kontext (1999)
- 46 *Erika Fischer-Lichte*, Theater als Modell für eine performative Kultur (2000)
- 47 *Klaus Martin Girardet*, 50 Jahre „Alte Geschichte“ an der Universität des Saarlandes (2000)
- 48 Philosophie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2000)
- 49 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. phil. Jörg K. Hoensch (2001)
- 50 Evangelische Theologie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2002)
- 51 *Franz Irsigler*, Was machte eine mittelalterliche Siedlung zur Stadt? (2003)
- 52 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Günther Patzig (2003)
- 53 Germanistik im interdisziplinären Gespräch. Reden und Vorträge beim Abschiedskolloquium für Karl Richter (2003)
- 54 Allem Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder (2004)
- 55 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. jur. Dr. h.c. mult. Alessandro Baratta (2004)
- 56 Gedenkfeier für Bischof Prof. Lic. theol. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Gert Hummel (2004)
- 57 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Lichardus (2005)
- 58 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Richard van Dülmen (2005)
- 59 *Klaus Martin Girardet*, Das Neue Europa und seine Alte Geschichte (2005)
- 60 Psychologie der Kognition. Reden und Vorträge anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Werner H. Tack (2005)

- 61 *Alberto Gil*, Rhetorik und Demut, Ein Grundsatzpapier zum Rednerethos, Vortrag zur Eröffnung des Workshops „Kommunikation und Menschenführung“ im Starterzentrum (2005)
- 62 Oft gescholten, doch nie zum Schweigen gebracht. Treffen zum Dienstende von Stefan Hüfner (2006)
- 63 Theologische Perspektiven aus Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2006)
- 64 Germanistisches Kolloquium zum 80. Geburtstag von Gerhard Schmidt-Henkel (2006)
- 65 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wegener (2006)
- 66 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Jürgen Domes (2006)
- 67 *Gerhard Sauder*, Gegen Aufklärung? (2007)
- 68 50 Jahre Augenheilkunde an der Universität des Saarlandes 1955–2005 (2007)
- 69 *Elmar Wadle*, Urheberrecht zwischen Gestern und Morgen – Anmerkungen eines Rechtshistorikers (2007)
- 70 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Rudolf Richter (2007)
- 71 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Bernhard Aubin (2007)
- 72 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Gerhard Lüke (2007)
- 73 Dokumentationsziele und Aspekte der Bewertung in Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen. Beiträge zur Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 – Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen – des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (2007)
- 74 Gemeinsame anglistisch-germanistische Antrittsvorlesung von Ralf Bogner und Joachim Frenk. Geschichtsklitterung oder Was ihr wollt. Fischart und Shakespeare schreiben im frühneuzeitlichen Europa (2007)
- 75 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Haubrichs (2008)
- 76 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. h.c. Peter Grünberg (2008)
- 77 *Michael McCormick*, Karl der Große und die Vulkane. Naturwissenschaften, Klimageschichte und Frühmittelalterforschung (2008)
- 78 Gedenkfeier für Universitätsprofessor und Ehrensenator Dr. Günther Jahr (2008)
- 79 *Heike Jung*, Das kriminalpolitische Manifest von Jean-Paul Marat (2009)
- 80 Quo vadis, Erziehungswissenschaft? Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis. Podiumsdiskussion anlässlich der Emeritierung von Herrn Universitäts-Professor Dr. phil. Peter Strittmatter (2009)
- 81 1983-2008. 25 Jahre Partnerschaft Universität des Saarlandes – Staatliche Ivane-Iavachischvili-Universität Tbilissi / Tiflis (Georgien) (2009)

Erschienen im Universitätsverlag des Saarlandes

- 82 Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Lutz Götze mit seiner Abschiedsvorlesung „Von Humboldt lernen“ (2011)
- 83 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Manfred Schmeling (2011)
- 84 10 Jahre Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes (2011)

85 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I Geschichts- und Kulturwissenschaften an Dieter R. Bauer, Leiter des Referats Geschichteder Akademie der Diözese Rottenburg–Stuttgart (2008)

